

unfarblich

# Die Namenlosen



Von  
Silvia Andrea



Chur :: 1922  
Buchdruckerei Sprecher, Eggerling & Co.



3.1a  
Andr 9 (b)

# Die Namenlosen



Don  
Silvia Andrea



Chur :: 1922  
Buchdruckerei Sprecher, Eggerling & Co.





# Die Namenlosen.



## I. Venedig.

Zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts war Graubünden wegen seiner Alpenpässe und seiner tapfern Soldtruppen von den fremden Mächten aus kriegerischen Gründen sehr umworben. Mit Frankreich und Venedig kamen Bündnisse zustande; Spanien hingegen wurde mit seinem Gesuch um die gleiche Gunst abgewiesen.

Infolgedessen hatte sich, zum Unglück des Vaterlandes, ein leidenschaftliches Parteigetriebe entwickelt, das mehrmals in Aufruhr und Kampf ausartete. An der Spitze der Parteien standen die ersten Landesfamilien, die Salis und Planta. Zur Zeit der ersten Bündnisse zählten die Salis zur sogenannten französisch-venetianischen, die Planta zur spanisch-österreichischen Partei. Aber mit der Konstellation der europäischen Politik hatten auch die Parteien in Graubünden Verschiebungen erlitten, sodaß, was einst französisch war, sich jetzt aus redlicher Ueberzeugung spanisch nannte. Das erste Bündnis zwischen Grau-

bünden und der Republik Venedig war im Jahr 1603 auf zehn Jahre abgeschlossen worden; nach dieser Zeit lehnte Graubünden die Erneuerung des Bündnisses ab. Aber die freundlichen Beziehungen zwischen den beiden Freistaaten hörten deshalb nicht auf; das Volk neigte sich in seiner Mehrheit noch immer Venedig zu. Ja, im Laufe der Zeiten hatte eine starke Auswanderung von Bündnern nach der reichen Lagunenstadt stattgefunden. Gegen Ende des Jahrhunderts zählte man dort nicht weniger als 5000 Bündner Niedergelassene, die sich meistens als Kaffeewirte, Schuhmacher und Maurer schlecht und recht ihr Brot verdienten und wegen ihres Fleißes und ihrer Zuverlässigkeit bei der Bevölkerung wohl gelitten waren. Vom Staat wurden sie sogar durch Privilegien vor den eigenen Landeskindern bevorzugt. Unter diesen erfreulichen Umständen kam im Jahr 1703 zwischen den zwei Freistaaten abermals ein Bündnis zustande, das bis 1766 anerkannt wurde.

Da trat der Mammon zwischen die befreundeten Staaten. Venedig hatte sich zu einem Jahrgeld von 711 Dublonen verpflichtet, war aber damit in Rückstand geblieben und wurde von den Bündnern gemahnt. Venedig weigerte sich, die Schuld zu bezahlen, erklärte sich jedoch bereit, einen Teil derselben durch Wein, Salz und Getreide abzuführen.

Bünden wies diesen Antrag zurück und lud die Republik ein, zur Regelung der streitigen Sache einen Gesandten nach Chur zu schicken. Im Stillen knüpften die vielgesuchten Bündner mit Mailand, dem Gegner Venetiens, Verbindungen an, um von der Republik so viele Vorteile als möglich zu erzwingen. Der venetianische Gesandte kam nach Chur, und als ihm die Intrigue bekannt wurde, bezichtigte er die Bündner des Verrates und verreiste mit der Drohung, Repressalien zu nehmen. Er hielt Wort. Graubünden erhielt von Venedig die Kündigung des Bündnisses.

Im Lande herrschte Bestürzung. Man beschloß die Abordnung einer Gesandtschaft, um die zerrissenen Freundschaftsbande wieder zu knüpfen. Als Gesandter wurde Peter Conradin von Planta von Luz gewählt.

Peter Conradin war ein geistreicher, wissenschaftlich gebildeter Mann, aber erst 25 Jahre alt; voll jugendlicher Freude und Zuversicht übernahm er das verantwortungsreiche Amt. Da er reich war, umgab er sich mit allem Glanz, der seinem hohen Posten zukam; nebst einem vertrauten Ratgeber nahm er noch drei Sekretäre und sieben Diener in Vioree mit, so daß seine Umgebung einen kleinen Hofstaat bildete.

Welche Wichtigkeit seine Landsleute seiner Mission beimaßen, erhellte daraus, daß am Tage seiner Abreise sich viele Engadiner zu



Pferd vor seinem Haus einfanden, um ihm Glück zu wünschen und ein Stück weit das Geleite zu geben. Im Bergell war die Huldigung nicht minder groß. Im ersten Dorf wurde er von den Ortsvorstehern empfangen, die ihn bis Vicosoprano begleiteten, wo mit den Wichtigsten des Volkes ein solennes Mahl stattfand. Nach demselben hielt der Pfarrer ein Gebet und rief die Hilfe Gottes für das Gelingen der Mission an. Auf bergamastischem Gebiet, das zu Venedig gehörte, wurde die Gesandtschaft mit fürstlichen Ehren überhäuft. Der Gouverneur der Provinz Bergamo sandte den Erwarteten eine Abteilung Kürassiere als Ehrengelage entgegen. In der Stadt wurden sie durch Adjutanten des Gouverneurs in sechs-spännigem Galawagen abgeholt; wo sie vorbeikamen, traten die Wachen unter das Gewehr und präsentierten. Der Gouverneur empfing die Bündner an der Türe des großen Empfangssaales und geleitete sie durch zwei Reihen reich gekleideter Gäste zu den Ehrensitzen. Auch hier wurde ein großartiges Gastmahl gehalten, dem ein Spaziergang durch Stadt und Umgebung folgte, an welchem der Adel teilnahm. Ein Trupp Slawonier in Parade folgte. Am folgenden Morgen reiste man weiter über Brescia, Desenzano, Verona, Vicenza, stets von Kürassierabteilungen begleitet, die sich an verschiedenen Stationen ablösten. Bei Padua bestieg man ein Schiff



und fuhr auf dem Fluß Brenta dem Adria-  
tischen Meere zu.

Venedig! Dem jungen Gesandten schlug  
das Herz höher, als durch den trüben Dunst  
der Lagunen eine weiße Häusermasse sicht-  
bar wurde. Venedig, dies war die mächtige,  
reiche, zaubervolle Stadt der siebenzig In-  
seln, die zur Zeit der Kreuzzüge aufblühte,  
seit her an Größe und Bedeutung stets zunahm  
und bis zur Entdeckung Amerikas Beherrsche-  
rin der Meere war; die Stadt, die es wagte,  
die Terraferma zu verschmähen, um ihre  
Pfähle in den Meeresgrund zu senken und  
das bewegliche Element als Boden zu be-  
zwingen. Diese stolze Stadt war merkwür-  
digerweise mit seiner fernen Heimat, dem klei-  
nen Gebirgsland Graubünden, eng verbun-  
den, und er, Peter Conradin, war da, um die  
Beziehungen noch fester zu knüpfen. Erst hier  
wurde er sich der Verantwortung bewußt, die  
auf ihm lag und er fühlte zum erstenmal auf  
seiner Reise etwas Bedrückendes.

Die Bündner bestiegen die schwarze Gon-  
del und fuhren zuerst durch das breite Meer,  
dann durch schmale Wasserstraßen, die von  
hohen stillen Häuserzeilen eingefast waren.  
Unzählig waren die Windungen, die der ge-  
schickte Barcarole mit seinem gefügigen Fahr-  
zeug machte, trüb und grau war das Wasser  
der Lagunen, Modergeruch schien von den  
Häusern auszuströmen und in der Luft zu

liegen. Plötzlich tat sich ein breiter, gerader, unbeweglicher Strom auf, der Canal grande, und an seinem Ufer zogen sich wie riesige Perlenchnüre die goldgeschmückten Marmorpaläste Benedigs hin. Ja, das war Venedig, die Stadt der Dogen und Nobili, die Stadt der Wissenschaften und Künste, die Stadt, wo der Handel, der die Welt belebt, der die Speculation hervorrust und die Begierden schürt, seine tausendfältigen Fäden wob. Bei diesem Anblick kehrte Peter Conradins Zuversicht wieder; dies war das Bild, das seinen Vorstellungen von Venedig entsprach.

Schwarze Gondeln mit buntgekleideten Insassen belebten die blaßblaue Straße. Nun strebten einige an die seinige heran. Hurra-rufen, Hüteschwenken, Heimatlaute — der stolze, junge Gesandte erkannte darin mehrere Landsleute, unter ihnen seinen Freund Johann Anton. Aber er blieb unbeweglich. Unter diesen Gewerbetreibenden war keiner, dem er einen guten Rat oder gar Hilfe zugetraut hätte — er konnte ohne sie fertig werden. Am Ponte Rialto, einem der schönsten Punkte Benedigs, machte die Gondel Halt. Der Gesandte stieg aus, betrat die Stufen zum Palazzo Contarini, den man für die bündnerische Gesandtschaft gemietet hatte, und erst hier grüßte er leicht gegen seine Landsleute.

Am nächsten Tag übersandte er dem Senat sein Credenzschreiben. Nach den Huldigungen,

die ihm auf seiner Reise dargebracht worden waren, war es ihm höchst befremdlich, zu vernehmen, daß das Schreiben nicht in gehöriger Form abgefaßt war und er daher nicht als außerordentlicher Gesandter angesehen werden könne. Erst als vom fernen Graubünden aus der Fehler gut gemacht worden war, wurde sein Amt anerkannt und er durfte die Wappen der drei Bünde, drei große, in Relief geschnitzte Schilde, am Palazzo Contarini anbringen. Eine zweite Enttäuschung war es für ihn, als ihm bekannt gegeben wurde, daß der Senat nur schriftlich mit ihm verkehren werde und ein Gesetz den Nobili jeden Verkehr mit fremden Gesandten verbiete, er also ihren Umgang nicht zu suchen habe.

Einige Tage nach seiner Ankunft ging der Gesandte, unmutig über diese unerwartete Botschaft, in seinem hohen Gemach auf und ab und sehnte sich nun doch nach seinen Landsleuten, um ihnen sein Herz auszuschütten. Da wurde ein Bündner angemeldet und gleich darauf trat Johann Anton ein. Die Jünglinge standen ungefähr in gleichem Alter und hatten als Kinder zusammen auf den Wiesen von Zuz gespielt. Auch später, als Rang und Bildung zwischen ihnen ihre Schranken zogen, war Peter Conradin dem Spielgefährten anhänglich geblieben. Jetzt empfing er ihn voll Freude und führte ihn zu einem Sitz ans Fenster mit den Worten: „Ei, ei, Johann



Anton, bist du in Venedig stolz geworden, daß du so spät kommst?“

„Ich wähnte Sie in voller Tätigkeit und wollte Sie nicht stören,“ erwiderte dieser bescheiden, „aber wie ich höre, macht man Ihnen Schwierigkeiten und Ihre Tätigkeit hat noch gar nicht begonnen“.

„Und wird noch lange nicht beginnen,“ sprudelte der junge Gesandte zornig hervor, „denn bis ich ein anderes Credenzschreiben von Graubünden habe, können noch Monate vergehen.“

„Unterdessen haben Sie Zeit, sich Venedig anzusehen.“

„Ist schon geschehen, Venedig ist eine herrliche Stadt.“

„Hm,“ machte der Jugendfreund, „Sie sehen vom Palazzo Contarini den Canal grande hinunter, auf welchem sich die Barken der Nobili tummeln, Sie sehen auch die Paläste, die den Canal grande einrahmen, aber die kleinen engen Gassen, in welchen Handel und Gewerbe betrieben werden, haben Sie wohl noch nicht gesehen.“

„Die machen doch nicht Venedig aus.“

„Bedenken Sie, kleine Gassen gibt es zu Hunderten, Canal grande nur einen. Kommen Sie auch einmal nach den kleinen Gassen in meine Bude und hören Sie, wie die Leute über uns Bündner reden.“

„Sind sie wütend?“ fragte der Gesandte lachend.



„Wütend, das ist das richtige Wort. Sie nennen unser Verfahren gegen ihren Gesandten Verrat und drohen, uns hinauszuerwerfen. Sie werden einen schweren Stand haben.“

„Pah, wir Bündner sind noch mit ganz andern Mächten fertig geworden.“

„Und wenn es Ihnen auch gelingen sollte, ein neues Bündnis abzuschließen, so wird es doch nie mehr, wie es war,“ behauptete der Jugendfreund hartnäckig. „Ich bin nur acht Jahre hier, aber alte Bündner, die ihr Leben hier zugebracht haben, sagen, unsere gute Zeit sei vorüber, wie die Glanzperiode Venedigs.“

„Wie die Glanzperiode Venedigs?“

„Nun ja, einem aufmerksamen Auge, wie dem Ihrigen, kann es nicht entgehen, daß die Malereien an den Fassaden der Paläste nicht mehr erneuert werden und die Marmorstufen, die zum Wasser führen, zerbröckeln. Einst besaß Venedig 3345 Schiffe, die ungeheure Reichtümer aus dem Orient brachten. Seitdem der Handel sich nach andern Seehäfen gezogen hat, können Sie keine Schiffe zählen. In den kleinen Gassen hungern die müßigen Matrosen herum und neiden uns Bündnern das kleinste Geschäft. Auch am Canal grande soll es trübe aussehen, die Nobili sind dem Spiel ergeben und fröhnen allen Lastern.“

„Johann Anton, du hast eine böse Zunge; ist das nicht lauter Licht?“

Mit diesen Worten wies der Gesandte nach dem Canal grande hinaus. Die letzten Strahlen der scheidenden Sonne verglüheten auf der blanken Stahlfläche, aber noch war der Himmel von Licht durchflammt und warf in die Furchen, welche die Gondeln zogen, eine Flut von Diamanten und Rubinen; die Paläste mit ihren Statuen, ihren vergoldeten Gittern und blumengeschmückten Balkonen leuchteten auf wie von Gold und Purpur übergossen, und Himmel und Erde schienen sich zu einem Strom von Licht, Farbe und Wärme zu vereinigen.

Eine Weile sahen die zwei Alpenkinder, vom feenhaften Anblick hingerissen, stillschweigend hinaus. Da verschwand der letzte Strahl von den Zinnen der Paläste; rasch verblaßte der Glanz und ein trüber Dunst trug den Modergeruch der Lagunen bis zu ihrem Fenster herauf. Auf der mattgrauen Wasserfläche strichen die Gondeln wie schwarze Vögel dahin; der monotone Gesang der Fischer vermischte sich mit dem fernen Abendklang der Markusglocken zu einer schwermütigen Melodie und über die Stadt der siebenzig Inseln zog es wie ein großes Verblühen und Vergehen.

„Verschwunden ist die Pracht,“ sagte der Gesandte; „diese Beobachtung mache ich hier jeden Abend. Venedig im Sonnenlicht ist ein in Schönheit prangendes Weib, in der Dämmerung eine verfallene Matrone. Glaubst du,

daß ein kraftstrophender Jüngling wie unser Graubünden mit einer Matrone nicht bald fertig werde?“

„Verfallene Matronen sind manchmal bißig,“ beharrte der Jugendfreund.

„Höre auf mit deinem Gefräßze, du Unglücksrabe,“ schalt der Gesandte im Ernst, „und trinke von diesem Wein, den mir Graf Contarini geschickt hat.“

„Graf Contarini schickt Ihnen Wein, aber mit ihm verkehren dürfen Sie nicht!“

„Schluß! Du schweigst und trinkst!“ gebot Peter Conradin.

„Wie Sie wollen,“ erwiderte Johann Anton gelassen und ließ sich den kostbaren Cyperwein des Grafen Contarini einschenken.

Peter Conradin erzählte nun von der Heimat und sie verbrachten zusammen einen vergnügten Abend. —

Sobald der Gesandte sein neues Credenzschreiben überreicht hatte, begannen die Unterhandlungen. Er hoffte rasche Erledigung; aber auf seine schriftlichen Fragen kamen nur langsame schriftliche Antworten. Die fremden Mächte, die sonst argwöhnisch jeden Schritt Graubündens beobachteten und sich nur zu gern in seine Angelegenheiten einmischten, zeigten sich diesmal zurückhaltend. Im Anfang schien Frankreich sich für die Bünde verwenden zu wollen, zog sich dann aber zurück. Dem österreichischen Botschafter war das



Bündner Begehren nicht genehm; auch als der Gesandte mit dem österreichischen Gouverneur der Lombardei Fühlung suchte, fand er kein Entgegenkommen. Die Entscheidung zog sich hin.

Nach sechsmonatlichem Warten erhielt der Gesandte Planta vom Senat die Erklärung, daß Venedig das Bündnis ablehne und den Bündnern vom Ende des Jahres an die Ausübung jedes Gewerbes auf seinem Gebiete untersage. Diese strenge Maßregel wurde durch den Umstand motiviert, „daß die Bündner all das schöne Geld der Republik Venedig nach ihren unfruchtbaren Bergen tragen“.

Der Gesandte Planta war empört und verlangte seine Papiere zur Abreise. Ein freundlicher Abschiedsbrief des Dogen, der seiner Person galt, sowie eine Kette mit Medaille konnten ihn über seine verfehlte Mission nicht trösten.

Bei den Bündnern in Venedig herrschte tiefe Niedergeschlagenheit; sie waren so gut wie ausgewiesen.

## II. Parteien.

Ungefähr dreißig Jahre später saß der Gesandte an einem Tischchen beim warmen Ofen und kramte in alten Briefschaften. Hier ein zusammengelegtes Bündel mit der Aufschrift „Gesandtschaftsreise nach Venedig“. Er schob



es beiseite und doch konnte er nicht hindern, daß die Erinnerung an jenen Tag seiner Abreise nach Venedig in ihm aufstieg, an dem eine glänzende Kavalkade junger Engadiner ihm bis Maloja das Geleite gaben. Sie war ein Lichtpunkt im Leben des Gesandten Planta, dessen diplomatische Laufbahn nicht ganz seinen ehrgeizigen Jugendträumen entsprach.

Die Erfolglosigkeit seiner Mission, die ihn damals so schwer bedrückt hatte, war vergessen. Venedig war verloren gegangen. Aber das Beltlin war geblieben. Würde es bleiben? Dies war die Frage, die jetzt in den drei Bünden alle Gemüter beherrschte.

Die Ausweisung der Bündner war nicht zu ihrem Nachteil ausgefallen. Die Ausgewiesenen waren theils nach Hause zurückgekehrt, um sich der Landwirtschaft zuzuwenden, theils waren sie nach andern Städten Europas ausgewandert, wo sie ihre Gewerbe weiter betrieben. Die Zeit war ihnen günstig gewesen. Die graue Bohne, die zuerst als Arzneimittel nach Venedig gekommen, dann in Italien Genußmittel geworden war, hielt nun ihren Einzug in das übrige Europa, und die Bündner gewannen den Ruhm, daß niemand daraus das verführerische Getränk, den Kaffee, so gut zu brauen verstehe, wie sie. Und zum Kaffee schmeckte Kuchen so gut; kein Wunder, daß die beiden sich verschwisterten, und wo das eine war, das andere nicht fehlte. So

wurden die ausgewanderten Bündner berühmte Zuderbäder und Kaffeewirte. Andere hatten in vielen großen Städten Europas neue Geschäfte gegründet und es gelang ihnen, sich zu Großhändlern aufzuschwingen.

Der Gesandte freute sich aufrichtig über das Wohlergehen seiner Landsleute, aber der Freude war ein Tropfen Wermut beige-mischt. Sein Haus hatte durch jene Reise den ersten finanziellen Stoß erhalten, denn als sich herausstellte, daß seine Bemühungen nutzlos geblieben waren, hatte er, stolz und uneigennützig wie er war, jeden Beitrag der Bünde abgelehnt und alle Kosten aus eigenen Mitteln bestritten. Nichts hatte er daran gehabt als den Titel „der Gesandte“, den ihm der Volksmund für Zeit seines Lebens verliehen hatte. Vielleicht hätte er jetzt an diese Einbuße nicht gedacht, wenn er nicht noch größere Verluste im Beltlin hätte befürchten müssen. Denn er besaß in Bianzone Landgüter, die einen guten Teil seines Vermögens ausmachten.

Das Beltlin war seit bald 300 Jahren Untertanenland der Bünde. Im Jahr 1512 war es, als Ludwig XI., König von Frankreich, der das Herzogtum Mailand, Beltlin, Bormio und Cleven inne hatte, mit Papst Julius II. Krieg führte. Der Papst warb 18 000 eidgenössische und Bündner Söldner, welche die Franzosen vom mailändischen Bo-

den weglegten. Während sie dort ihre Arbeit verrichteten, zogen die Bündner Gotteshausleute unter Anführung des tapfern Conradin von Planta, Anführers des Gesandten, nach dem Veltlin und säuberten auch hier das Land von den Franzosen. Die Veltliner begrüßten sie als Befreier vom französischen Joch und bekannten sich sofort zu ihnen. Die Bündner waren nicht uneigennützig genug, das befreite Land als seinen Verbündeten anzunehmen, sondern stützten sich auf ein Vermächtnis des Mastino Visconti, das ihnen Veltlin, Bormio und Cleven als Eigentum verlieh und machten es zu ihrem Untertanenland. Das Mißverhältnis machte sich bald fühlbar. Die Bündner betrachteten das Veltlin als ihre gute Milchkuh; die Adelsfamilien hatten dort die einträglichsten Stellen inne und erwarben sich nach und nach Häuser und Boden. Das Geld der armen Veltliner mußte ihre Säde, Weinberge und Feldfrüchte mußten ihre Fässer und Speicher füllen. Die Veltliner ertrugen bald nur widerwillig die Herrschaft der Bündner. Mehrmals versuchten sie, dieselbe abzuschütteln, aber es war ihnen auf die Dauer nie gelungen.

Diese Verhältnisse erwog der Gesandte in schwerem Kummer. Nun gingen böse Gerüchte um von wachsender Unzufriedenheit und geheimen aufrührerischen Plänen. Wie, wenn den Veltlinern diesmal ihre Pläne gelingen



sollten? Wie, wenn er seine Güter in Bianzone verlieren würde?

Wie damals in Venedig, als ihm der Senat Schwierigkeiten machte, sehnte er sich auch jetzt nach einer befreundeten Seele, der er seine Befürchtungen mitteilen könnte. Und wie damals trat auch jetzt ungerufen sein Jugendgenosse Johann Anton herein. Der Mann, der in Venedig eine kleine Bude besessen hatte, bekleidete jetzt in der Heimat eine angesehenere Stelle. Er war Amtmann des Gesandten und Landammannes Peter Conradin von Planta geworden.

„Guten Abend, Johann Anton,“ grüßte ihn dieser freundlich, „ich dachte eben an dich und jenen Abend in Venedig, an welchem du als Unglücksrabe zu mir kamst, um mir das Ende der Bündnerherrlichkeit in der Lagunenstadt vorauszusagen. Du warst immer ein kluger Mann, der mit ruhigem Blick die Lage der Dinge erkannte.“

„War ich nicht in Ihrer Schule, Herr Gesandter?“ erwiderte der Amtmann bescheiden.

„Nun, mein Freund, so sage mir jetzt, was das Ende unserer Herrschaft im Weltlin sein wird?“

„Das Ende wird eben das Ende sein,“ erwiderte der Amtmann zögernd und vermied, dem Gesandten ins Gesicht zu sehen, denn er wußte, was für ihn auf dem Spiele stand.



„Eine schöne Antwort das,“ sprach der Gesandte, „kein Mensch kann ja das Ende voraussehen; ich wollte auch nicht darnach fragen, sondern deine Meinung hören, was du von unserer gegenwärtigen Lage im Beltlin denkst.“

„Ich habe mir schon hundertmal erlaubt, es Ihnen zu sagen; meine Meinung ist, daß wir wegziehen sollten, bevor man uns wegz jagt.“

„Du bist heute unausstehlich, Johann Anton. Aber laß dich belehren; wegziehen soll man nicht gleich wie Hasenfüße, sondern man soll bessere Zustände zu schaffen suchen.“

„Das läßt sich hören.“

„Das läßt sich hören, das läßt sich hören,“ rief der Gesandte ungeduldig. „Weißt du nichts anderes zu sagen?“

„Ja, ich fürchte, es sei zu allem zu spät.“

„Höre auf,“ sagte der Gesandte aufgebracht, „du bist und bleibst ein Unglücksrabe. Was nützt hören? Man soll erwägen und handeln. Hören will ich jetzt nichts mehr. Verstanden?“

Der Gesandte entließ seinen Amtmann in sehr ungnädiger Stimmung. Die beiden Herren sahen sich einige Tage nicht mehr. Am nächsten Sonntag trafen sie beim Kirchgang zusammen. Der Gesandte nahm seinen Amtmann vertraulich beim Arm und flüsterte ihm zu: „Ich habe dich eine Ewigkeit nicht mehr

gesehen, Johann Anton. Aber heute abend kommst du wieder, nicht wahr? Es gibt Neuigkeiten — wenn du wüßtest — in Paris — überhaupt du wirst hören.“

„Ich komme,“ erwiderte der Amtmann aufathmend. Er hatte nur auf ein Wort gewartet, das ihn wieder ins Plantahaus berief. Sie waren, wie immer, versöhnt, wenn sie sich nach einem kurzen Wortgeplänkel für kurze Zeit gemieden hatten.

Bis am Abend hatte die Neuigkeit, von welcher der Gesandte gesprochen hatte, das ganze Engadin durchlaufen. In Paris war die Revolution ausgebrochen.

Das Plantahaus war der Sammelplatz aller im Dorf, die sich zu den Gebildeten zählten. Hier wurden die Erlasse der Regierung gelobt oder getadelt. Hier wurde viel gefragt, viel belehrt, viel diskutiert. In der nächsten Zeit war ein beständiges Kommen und Gehen, denn die Berichte einer kleinen Churer Zeitung waren spärlich und selten. Alles wollte über den Stand in Frankreich Näheres wissen. Die Ereignisse, die sich dort abwickelten, wirkten zunächst als Sensation. Aber bald tauchte nicht nur in politischen Kreisen, sondern auch im Volke die Frage auf, ob die Veränderungen in Frankreich nicht auch ihre Rückwirkung auf das Weltlin haben könnten. Die Aufregung wurde groß; leider schürte sie das Parteiwesen, das schon lange

in Bündeln unselige Blüten getrieben hatte. Nun schieden sich scharf zwei Parteien, die aristokratische, zu welcher das Geschlecht der Salis und anderer Adelsfamilien gehörten und die patriotische, zu welcher sich die Planta mit ihrem Anhang bekannten.

Mit unglaublicher Schnelligkeit vollzogen sich in Paris die Ereignisse, die der entfesselte Volkswille hervorrief, von der Konstituierung der Nationalversammlung und der Erstürmung der Bastille bis zur Hinrichtung des Königs Ludwig und der Schreckensherrschaft Robespierres.

Der Mann, der sich um diese Zeit im Plantahaus einstellte, um mit dem Gesandten und seinem Amtmann, der bei solchen Anlässen nie fehlen durfte, die Zeitereignisse zu besprechen, war als aufmerksamer Beobachter allen Phasen der Revolution gefolgt und hatte von Anfang an ihre Tragweite erkannt. Er hatte den Zusammensturz der hergebrachten Ordnung, der erbarmungslos mit dem Ueberlebten, auch das ewig Dauernde, die Menschlichkeit, in den Staub trat, schmerzlich empfunden. Aber unter den Trümmern der Verwüstung sah er schon auch das Keimen der Erneuerung und das tröstete ihn über die Greuel, die mit der Umwälzung verbunden waren und noch sein würden.

Der Mann war Gaudenz von Planta von Samaden, der gewichtige Staatsmann,



genannt der Bär. Ob der Uebername von der Bärenzahn in seinem Wappen oder von den wuchtigen Hieben, die er gelegentlich seinen Feinden austeilte, herrührte, wußte man nicht.

Der Gesandte sprach die Befürchtung aus, daß sich die Revolution noch lange nicht ausgetobt haben werde.

„Und wenn auch,“ rief Gaudenz von Planta mit Feuer, „ich halte die Revolution trotz ihren Ausschreitungen für heilsam. Sie hat die Völker Europas aus ihrem Schlaf aufgerüttelt; sie sind erwacht und besinnen sich auf sich selbst. Wie war es bis jetzt? Was ließen sie sich gefallen? Woher hatten die Privilegierten ihre Rechte? Das sind Fragen, die man jetzt überall, selbst in unseren Alpen-tälern, hört.“

„Diese Fragen hat man bei uns schon längst gehört und sogar entschieden,“ sprach der Gesandte. „Oder was läßt sich das Volk bei uns gefallen? Und welche Rechte haben wir vom Adel vor dem Volk voraus? Unser Bünden hat eine Staatsverfassung, die man jetzt in Frankreich erstrebt und die in geläuterter Form den Staaten Europas zum Vorbild dienen könnte. Das Volk ist in seinen souveränen Gerichtsgemeinden Inhaber der Staatsgewalt. Es regiert sich selbst.“

„Aber wie regiert es sich selbst?“ ließ sich jetzt der Amtmann vernehmen.

„Bravo, Herr Amtmann,“ lachte der Bär, „ihr Ton gibt zugleich die Antwort auf die Frage: Schlecht.“

„Das wollte ich nicht gerade sagen,“ erwiderte der Amtmann, ein wenig verlegen. „Zum Glück stehen weise Männer an der Spitze.“

„Wer sind diese weisen Männer?“ fragte Gaudenz von Planta, während sich seine Stirn rötete. „Ein einziges Geschlecht steht an der Spitze. Wir sind unter uns, wir dürfen uns aussprechen. Unser Bünden wird rücksichtslos von der Familie von Salis bevormundet. Ist dies nicht auch Königtum? Haben wir nicht das Recht und die Pflicht, uns dagegen zu wehren? Oder soll das Wort vom Menschenrecht, das die französische Revolution in die Welt hinausgeworfen hat, nicht auch für uns gesprochen sein?“

Der Amtmann hatte für die nächste Stunde nichts mehr zu sagen, denn die beiden Planta machten nun ihrem Anmut über die Familie von Salis durch begründete und unbegründete Anklagen Luft. In der That übten die Salis auf die politischen Angelegenheiten des Landes einen Einfluß aus, der sich mit seiner demokratischen Staatsverfassung kaum mehr vertrug. Das Geschlecht zählte zwölf in den Haupttälern Bündens niedergelassene Zweige. An ihrer Spitze stand der gelehrte, fluge und allgemein anerkannte Ulysses von Salis-

Marschlins. Durch ihre Verzweigung und ihren Reichtum machte es sich von selbst, daß viele Menschen von ihnen abhängig waren und ihnen durch Stimmenzahl die wichtigsten Aemter im Vaterland zuteil werden ließen.

Der Amtmann wurde wieder einmal inne, daß Partei blind macht. Die beiden Herren sahen den Splitter im Auge der andern, aber den Balken im eigenen sahen sie nicht. Die Planta machten von den Vorteilen, die ihnen ihre Stellung einräumte, ebenso ergiebigen Gebrauch wie die Salis. Der Amtmann wurde traurig. Wenn Männer, welche die Macht in Händen hatten, immer ihre Interessen in den Vordergrund stellten, wie sollte es dem Vaterland ergehen?

### III. Das Seminar von Reichenau.

Eine Institution, an der sowohl Aristokraten als Patrioten hohe Freude hatten, war das Seminar im Schloß von Reichenau. Die Anstalt wurde im Jahre 1761 von Martin Planta von Süß gegründet und später von Ulrich von Salis unterstützt und gefördert. Lekterer Umstand wurde im Plantahaus nie erwähnt. Die Schule von Reichenau war eine Erziehungsanstalt im besten Sinne des Wortes; sie brachte ihren Zöglingen nicht nur Fachkenntnisse bei, sondern suchte auch auf Sitte und Charakter einzuwirken, um sie zu moralischen Menschen heranzubilden.



Mehrere berühmte Männer waren aus ihr hervorgegangen, so Laharpe, Stapfer, Reinhard von Zürich und Gaudenz von Planta von Samaden. Der berühmteste, wenn auch schwerlich der vorzüglichste Lehrer, war im Jahre 1793 der Herzog Louis Philipp von Orleans gewesen, der sich vor der französischen Revolution zur Familie von Planta nach Reichenau geflüchtet hatte. Gegenwärtig wirkte dort ein junger Mann, Heinrich Zschotte aus Magdeburg, von dem man sich viel versprach.

In großem Ansehen stand in der Schule von Reichenau der Staatsmann Gaudenz von Planta. War er doch einst als Zögling ihr glänzendster Stern gewesen und wandelte nun seine Bahn als Stern erster Größe am politischen Himmel Graubündens. Auch er hatte der Anstalt ein dankbares Andenken bewahrt und versäumte nicht sie zu besuchen, wenn sein Weg ihn nach Reichenau führte. Dann überrannte er die Schüler durch Hersagen horazischer Oden, die er auswendig kannte und erzählte ihnen aus Plutarchs „Leben berühmter Männer“, sie zur Nachahmung ermunternd. Gaudenz von Planta war Staatsmann und Gelehrter zugleich. Er pflegte nicht nur seine Lateiner, sondern folgte mit Interesse den Errungenschaften seiner Zeit und begrüßte mit Begeisterung den Aufschwung deutscher Literatur, der Goethe und Schiller ihren Stempel aufdrückten. Als angehender Staats-

mann hatte er einst den Traum eines starken, selbständigen, von fremden Mächten unabhängigen Rätien gehegt. Ob er wohl an das alte, große Rätien dachte? Jetzt richtete er den Blick auf das möglich Erreichbare und hatte ein bestimmtes Ziel vor sich; er wollte die Untertanenlande als vierten Bund mit den drei Bündnen vereinigen und so ein großes Graubünden schaffen mit Anschluß an Helvetien. In diesem Sinne sprach er zu den Zöglingen und gewann sie für die Idee eines erweiterten Vaterlandes. Auch Heinr. Zischofke, der Magdeburger, der sich für bündnerische Zustände lebhaft interessierte und bei den Auseinandersetzungen des klugen Staatsmannes immer zugegen war, fand diesen Zustand als den einzig richtigen.

Gaudenz von Planta verschmähte nicht, sich vor den jungen Leuten über Politik vernehmen zu lassen und nie hatte er eifrigere Zuhörer, als bei diesem Thema. Politisieren, das taten die Schüler für ihr Leben gern. Auf den Gängen in den Schulpausen, im Garten, auf den Spaziergängen wurde politisiert. Zwischen Aristokraten und Patrioten gab es dabei oft Kontroversen, die der Lehrer Zischofke immer so zu drehen wußte, daß sie nicht in Streit ausarteten. In letzter Zeit schienen sie ruhiger geworden zu sein. Es gab nur das eine, die Glorifikation eines Namens, der siegreich durch ganz Europa schallte.

Frankreich hatte seinem Freiheitsdrang durch Revolution Genüge getan; der alte Staat, die alten Einrichtungen waren dahin. Da erschien Napoleon auf dem Plan. Der Korse war erst fünfundzwanzig Jahre alt, als er während der Revolution Brigadegeneral wurde; ein Jahr darauf war er Kommandant der Garnison in Paris, dann Divisionsgeneral, dann Oberbefehlshaber der Armee des Innern. Nun wurde er auserkoren, gegen Oestreich, welches das Herzogtum Mailand innehatte, nach Italien zu ziehen. Es begann jene Reihe glänzender Siege, die Europa mit Schrecken und Bewunderung erfüllten und den Staaten neue Grenzen zogen.

Frankreich jubelte dem General zu; vor seinen Erfolgen verstummten Neid und Mißgunst; die Armee betete ihn an, das Volk schwärmte für ihn. Die Nation verfiel in einen Zustand der Trunkenheit, der sie für alles andere, als die „Gloire“, blind machte. Auch die Freiheitsidee trat in den Hintergrund. Eroberung wurde die Parole des Tages, Napoleon wurde allmächtig.

Welche Auszeichnung, welche Ehre war es in den Augen der Zöglinge von Reichenau, daß der Mächtige den kleinen Freistaat der drei Bünde anerkannte und ihn für wichtig genug hielt, einen Gesandten bei ihm zu akkreditieren. Freilich waren die Alpenpässe wichtig, be-



sonders jetzt, da in den Nachbarländern Krieg herrschte. Und wo hatte der französische Gesandte sein Zelt aufgeschlagen? O Wunder und Gunst des Schicksals: in ihrer Anstalt selbst, in den Zimmern, die einst Louis Philipp bewohnt hatte.

Nicht so entzückt über die Erfolge Napoleons wie die Zöglinge war die übrige Bevölkerung Graubündens. Napoleon hatte im Süden der Alpenketten die cisalpinische Republik gegründet mit Sitz in Mailand. Was war natürlicher, als daß die Beltliner, die immer ihre Zugehörigkeit zu Italien betont hatten, nun von dort Befreiung von der Bündnerherrschaft erhofften?

Gaudenz von Planta war jetzt ein häufiger Gast im Schloß von Reichenau. Er konferierte mit dem französischen Gesandten; die beiden Diplomaten schienen freundschaftlich miteinander zu verkehren. Aber der Bär sah immer ernster, nachdenklicher, trüber aus. Und eines Abends trat er bleich und verstört in den Saal, in welchem Lehrer und Zöglinge versammelt waren und von seinen Lippen rollten die Worte: Meine Herren und meine jungen Freunde, das Beltlin ist im Aufruhr.

Es entstand Tumult. Patrioten und Aristokraten jammerten. Die Patrioten schwuren, die Rebellen mit den Waffen in der Hand zur Ordnung zu bringen, die Aristokraten

gingen fassungslos auf und ab; sie gaben das Beltlin verloren und wußten, daß damit der Ruin ihrer Häuser verbunden war.

Da ließ sich eine tiefe, weiche Stimme vernehmen: Das Beltlin gehört den Beltlinern.

Alle sahen einen Augenblick nach einem Winkel des Saales, wo vier Jöglinge von den andern abge sondert standen.

„Schweigt, ihr Namenlosen!“ rief einer der Aristokraten. „Was versteht ihr vom Verlust des Beltlins? Ihr freilich habt dort nichts zu verlieren.“

„Weder zu gewinnen noch zu verlieren, gottlob,“ sprach jetzt eine hellere Stimme aus dem Winkel. „Aber wahr ist es: Das Beltlin gehört den Beltlinern. Dennoch dauert ihr mich, ihr armen Teufel.“

„Auf deine Teilnahme verzichten wir,“ erwiderte der Aristokrat, und wandte sich geringschätzig von der kleinen Gruppe weg. Die vier Namenlosen entfernten sich stillschweigend.

Wer waren die Namenlosen?

---

#### IV. Beltlin.

In der That war eingetroffen, was vor-  
auszusehen war. Beltliner aus den maßge-  
benden Kreisen waren am 29. Mai in Ponte di  
S. Pietro zusammengetreten und hatten sich  
als patriotisches Komitee konstituiert zum  
Zweck, die Bündner abzuschütteln und sich  
Italien anzuschließen. Sofort nach dem Be-  
schluß schritten sie zur That und verkündeten dem  
bündnerischen Landeshauptmann seine Absetz-  
ung. Dann sandten sie eine Abordnung an  
den General Bonaparte mit dem Gesuch um  
Aufnahme in die cisalpinische Republik.

Wie ein Lauffeuer durchlief die Nachricht  
vom Beltliner Aufruhr die Täler Graubün-  
dens und die Aufregung der Zöglinge von  
Reichenau wiederholte sich allerorten. Um kei-  
nen Preis wollte man die Untertanenlande  
aufgeben. Die Gemeinden beschloßen, sich eben-  
falls an den General Bonaparte zu wenden,  
als Gesandten wählten sie Gaudenz v. Planta.  
Er sollte das Gesuch stellen, die Auflehnung  
der Beltliner nicht zu begünstigen, sondern sie  
mit ihren Beschwerden an die einzig richtige  
Quelle, die drei Bünde, zu weisen. Vom Er-  
folg dieses Schrittes hingen weitere ab, —  
über die noch niemand im Klaren war.

Gaudenz von Planta reiste mit seinen Voll-  
machten nach Mailand ab. Bonaparte befand  
sich in Montebello, wo er sein Lager aufge-



schlagen hatte. Der Bär benutzte seine Muße, um sich die Stadt anzusehen, die, vor kurzer Zeit noch Sitz eines österreichischen Statthalters, jetzt Hauptstadt der cisalpinischen Republik geworden war. Bald wurde ihm ein Anblick zuteil, der ihn belehrte, welche Früchte die französische Revolution hier getragen hatte. Auf dem Domplatz brannten Freudenfeuer; in der Mitte war der Freiheitsbaum aufgerichtet und um ihn herum drehten sich in rasendem Tanz unter Trommelwirbel und Klarinettenklang halbnackte Weiber und Männer. Ein wütender Demagoge schlug mit einem ungeheuren Säbel den Takt dazu und begleitete die Musik mit Flüchen über die Geistlichkeit, den Papst und Gott. Dies war der Pöbel.

Aber auch im Theater, das er abends besuchte, empfing er widerliche Eindrücke. Er sah, daß die elegante Welt griechische und römische Gewänder trug, wie sie die französische Revolution aufgebracht hatte und hörte, daß ringsum nichts anderes als französisch gesprochen wurde. Nach der Aufführung stiegen die Darsteller in die Platea hinunter und tanzten mit Leidenschaft die *Carmagnola*. Die Zuschauer, die aus der höchsten Aristokratie bestanden, begleiteten Spiel und Tanz mit beifälligen Geberden und bald war das ganze Haus von einem Wirbel erfasst, der an das Treiben auf dem Domplatz er-

innerte. Der Bündner war empört. Wo war die Würde, die Weihe, die der Freiheitsidee der französischen Revolution zugrunde lag? Man war gewohnt, sie trotz ihren Bluttaten als Fadelträgerin durch den Dunst der Zeit zu betrachten. Hier sah er sie nicht als Genius, sondern als Bacchantin durch die Straßen der Stadt schreiten und Thaliens Tempel entweihen. Unwillkürlich stieg in ihm der Gedanke auf, ob die Beltliner, die sich durch Land und Rasse den Italienern verschwistert fühlten, durch eine endgültige Vereinigung mit ihnen nicht große Enttäuschungen erleben würden. —

Am nächsten Morgen schüttelte er den Staub von seinen Füßen und reiste nach Montebello. Er brannte vor Begierde, seine Mission zu erfüllen und mit dem jungen Kriegshelden, der in jungen Jahren die Welt umkehrte, in persönlichen Verkehr zu treten. Die Beltliner Abgeordneten waren vor ihm angekommen, aber der Bündner erhielt den Vortritt. Da stand er dem Manne gegenüber, der die Geschichte seines Vaterlandes in Händen hielt. Napoleon sah ihn durchdringend an; der Bär hielt seinen Blick aus, ohne mit der Wimper zu zucken und trug ruhig und klar in französischer Sprache sein Anliegen vor.

Dann wurden in seiner Gegenwart die Beltliner Abgeordneten vorgelassen. Auch diese

trugen in wohlgeordneter Rede ihre Klagen und Beschwerden vor.

Nachdem Napoleon beide Teile mit großer Aufmerksamkeit angehört hatte, sprach er: „Das Volk der Beltliner verlangt frei zu sein. Sein Begehren ist gerecht, und ich kann nicht begreifen, wie ein selbst freies Volk, das die Vorzüge der Freiheit schon lange genießt, ihm diese verweigern kann und eine Oberherrlichkeit anspricht, die es für sich selbst niemand zugestehen würde“.

Planta erwiderte: „Ueber die Freigebung des Beltlins habe ich keine Vollmacht, zu unterhandeln, sondern nur um die Erhaltung der Integrität des Gebietes der bündnerischen Republik und um die Vermittlung des Generals zur Hebung der obschwebenden Umstände nachzusuchen“.

Der General ließ nun die Beltliner Abgeordneten abtreten und sprach weiter zum Bündner: „Wenn nicht unübersteigliche Hindernisse der Vereinigung eines freien Beltlins mit Bünden entgegenstehen, so werde ich die nachgesuchte Vermittlung annehmen, widrigenfalls aber nicht, da ich sonst mit den Grundsätzen, die ich zu befolgen habe, in Widerspruch käme.“

Dann ersuchte er Planta, ihm als Privatmann offen zu sagen, ob er eine Verschmelzung der Untertanenlande und Graubündens für wün-



schenswert halte. Planta erwiderte aus innerster Ueberzeugung, daß er in gegenwärtiger Lage dies für die einzig richtige Lösung halte, wenn nämlich für das vereinigte Land freie Niederlassung und Religionsübung eingeführt werde.

Damit war die erste Besprechung zwischen Napoleon und dem Bündner Abgeordneten zu Ende. Sie war aber nicht die letzte. Der General schien dem rhätischen Freistaat und seinem Abgeordneten gewogen zu sein; er lud diesen mehrmals zur Tafel, hielt mit ihm lange Gespräche und gab ihm vor den übrigen Gästen Beweise seiner Achtung. Gaudenz von Planta verreiste nach einigen Tagen voll schöner Hoffnungen, mit einem Schreiben Napoleons an die Bündner Regierung versehen, in welchem er seine Vermittlung in der Beltliner Angelegenheit zusagte.

Das Schreiben rief in Graubünden große Verlegenheit hervor. Wer sollte entscheiden? Jedenfalls die Gerichtsgemeinden. Aber die Frage der Einverleibung war bei näherer Beleuchtung eine sehr heikle, und es war offenbar, daß der General und Gaudenz von Planta sie nur in ihrem Sinn erledigt wissen wollten. Die Gefahr, daß das deutsche und protestantische Element durch das italienische und katholische des stärker bevölkerten Untertanenlandes absorbiert werden könnte, lag

offen am Tage und hielt die meisten zurück, sich entschieden für die Vereinigung zu erklären. Es wurde viel gesprochen, viel discutirt und viermal abgestimmt. Nach langer Verschleppung gab sich der Wille der Gemeinden in folgender unbestimmten, von völliger Ratlosigkeit zeugenden Entscheidung kund: Der Gesandte solle bei seinen Verhandlungen mit dem General zu nichts Hand bieten, was die innere Verfassung des Freistaates umstürzen, ändern oder beeinträchtigen könnte. Gaudenz von Planta war empört und wollte mit diejer Antwort, die keine war, nicht zu Napoleon zurückkehren. Dieser wartete Wochen und Monate lang, und als keine Antwort kam, ließ er der Bündner Regierung die Mahnung zukommen, ihm bis zu einem gewissen Termin einen Abgesandten mit unbeschränkter Vollmacht zu senden, andernfalls er ihn später nicht empfangen und die Untertanenlande für Graubünden verloren sein würden. Und wieder verstrichen Wochen und Monate und Napoleon wartete und wartete noch lange über den festgesetzten Termin hinaus. Unterdessen wurde er von den Weltlinern unablässig bestürmt, sie von den Bündnern zu befreien. Endlich war er des Wartens müde und entsprach ihrem Drängen durch ein Dekret, welches lautete: Es stehe den Völkerschaften des Weltlins, Glavens und Bormios frei, sich mit der cisalpinischen Republik zu vereinigen.

Im gleichen Monat fand in der That die Vereinigung statt.

Der Schlag war geschehen, die Bündner konnten nichts mehr ändern. Dazu wurden ihre Liegenschaften im Beltlin konfisziert, als Entgelt für die Bedrückungen, die das Land von den Bündner Beamten hatte erleiden müssen. Dieses Vermögen betrug ungefähr vierzehn Millionen Franken und gehörte größtenteils der Familie Salis.

Trauer und Beschämung herrschten in Graubünden. Das Beltlin war ohne Schwertstreich gefallen, und man mußte sich sagen, daß man den Verlust durch Verschleppung der Abstimmung selbst verschuldet hatte. Nicht alle bedauerten ihn. Viele einsichtsvolle Männer waren zur Ueberzeugung gekommen, daß die Untertanenlande eine Quelle steter Sorgen gewesen waren und zur Zerrissenheit Graubündens viel beigetragen hatten. Auch jetzt flammte der Parteihader, der in Graubünden von jeher so viele unselige Blüten getrieben hatte, wieder auf. Die Salis gaben den Planta Schuld am bösen Ausgang der Dinge und konnten ihnen ihre Verluste nicht verzeihen. Patrioten und Aristokraten nannten sich gegenseitig das Unglück des Vaterlandes und entfernten sich immer mehr voneinander. Der Gesandte war tief niedergeschlagen; sein schönes Gut Bianzone war verloren gegangen.



## V. Helvetien.

Unterdessen setzte Napoleon seinen triumphatorischen Gang als Kriegs- und Staatsmann fort. Er siegte im Norden und Süden, in Europa und Aegypten; er strich Länder und Völker und schuf Republiken und Staaten, wie es ihm beliebte. Das ehrjüchtige Frankreich, das in ihm den Interpret seiner Volksseele sah, folgte siegesberauscht seiner Fahne. Er glaubte sich berufen, der Welt seinen reformatorischen Stempel aufzudrücken und wandte dazu Willkür und Gewalt an.

Auch die kleine Eidgenossenschaft wurde in den Kreis seiner sogenannten Freiheitsbestrebungen hineingezogen. Im Jahre 1798 fielen die Franzosen ins Waadtland ein, um es von seinen Berner Herren zu befreien und Freiheit und Gleichheit zu schaffen. In der That herrschten in Helvetien Zustände, die an die Feudalzeit erinnerten. Die Landschaften waren mit wenigen Ausnahmen den Städten untertan, die meistens nur auf ihren Vorteil bedacht waren und das Volk gering achteten. Jedes Ländchen, jedes Städtchen schloß sich eifersüchtig gegen den Nachbar ab, im Glauben, niemandes Hilfe nötig zu haben. Es gab keine nationale Einheit, keine gemeinsame Regierung, kein Oberhaupt.

Das Erscheinen der Franzosen auf eidgenössischem Boden wurde von vielen mit Jubel

begrüßt. Die Franzosen hatten ja allen Völkern die Freiheit versprochen und sie hofften, mit ihrer Hilfe die Fesseln der Untertänigkeit zu brechen und bessere Zustände zu erwirken. Mehrere Kantone lehnten sich gegen ihre Herren auf und es gelang Ihnen in der That, die aristokratischen Regierungen zu stürzen oder wenigstens ihre Macht einzudämmen.

Aber bald mußte das Schweizervolk inne werden, daß der Traum der Freiheit, den es zwischen seinen Bergen träumte und durch die Hilfe eines Fremden der Verwirklichung nahe glaubte, in nichts zerfloß. Die Freiheitsbringer verwandelten sich in Despoten, die das Volk mit Geringschätzung und Härte behandelten, dem Lande wurde eine fast unerträgliche Kriegssteuern auferlegt, Staatskassen und Arsenale wurden einfach geplündert. Zu spät sahen die Schweizer ein, daß ihre Befreier vor allen Dingen Eroberer waren. Nun fingen sie an, sich gegen sie zu wehren, jedes Ländchen für sich, ohne Plan, ohne Oberleitung mit schlecht ausgerüsteter ungeschulter Mannschaft. Die Folgen konnten nicht ausbleiben, sie mußten überall vor den Eindringlingen die Waffen strecken. Für Helvetien begann eine Zeit des Blutes und der Tränen, der Schmach und Erniedrigung, wie es noch nie erlebt hatte.

In Graubünden riefen diese Vorgänge allgemeine Bestürzung hervor; im Schicksal des

Nachbarlandes sah es sein eigenes voraus. Die Bündner waren zwar im Gegenjah zu den Schweizern ein freies Volk, nach dem Verlust des Veltlins niemands Herr oder Knecht. Aber gerade der Verlust des Veltlins hatte sie belehrt, daß der Kriege Ruhm vergangener Thaten für die Gegenwart nicht ausreichte. Die Befürchtung lag nahe, daß die zwei kriegsführenden Mächte, Frankreich und Oestreich auf ihrem Boden zusammenstoßen und sie die Beute des einen oder andern würden.

Ihre erste Sorge war, die beiden Mächte um Zusicherung ihrer Neutralität anzufragen; ihr Gesuch wurde von beiden zurückgewiesen. Dafür erhielten sie vom helvetischen Direktorium, das nach französischem Muster eingesetzt worden war und seinen Sitz in Aarau hatte, die Einladung, sich der neugegründeten helvetischen Republik, die aus 22 Kantonen bestand, sich als dreiundzwanzigster anzuschließen.

Die Verlegenheit war groß. Männer von unanfechtbarer Vaterlandsliebe zweifelten, daß Graubünden unter solchen Umständen seine Selbständigkeit bewahren könne und rieten zu dem schweren Schritt, sich in den Schutz eines Stärkern zu stellen. Wer würde es sein? Es gab nur ein entweder — oder: Sie Helvetien, Sie Oestreich. Die Patrioten waren helvetisch, die Aristokraten östreichisch gesinnt.



Das Herz des Volkes neigte Helvetien zu. Dieses war jedoch nicht mehr das befreundete Nachbarland von früher, sondern trotz dem Namen Republik ein französischer Vasallenstaat und die Gewaltherrschaft der Franzosen flöhte den Bündnern Abscheu und Schrecken ein. Die Einladung des helvetischen Direktoriums wurde den Gemeinden zur Abstimmung vorgelegt; die Bündner wagten nicht, sich zu binden und die Abstimmung ergab ein Nein.

Die Wogen des Parteihasses schlugen höher als je durch die Täler Graubündens. Nach dem Entscheid des Volkes triumphierten die Aristokraten oder Destreicher, wie sie jetzt hießen. Sie, die so oft den Patrioten hatten weichen müssen, ließen nun ihrem lang aufgespeicherten Groll freien Lauf und nannten jene Vaterlandsverräter. Sie beschuldigten sie, daß sie ihre uralte Freiheit an Helvetien verkaufen wollten und behandelten sie darnach. Sie wurden gehöhnt, verfolgt, sogar mißhandelt. Es kam sogar so weit, daß viele hochangesehene und beliebte Männer unter den Patrioten sich in der Heimat nicht mehr sicher fühlten und nach Helvetien flüchten mußten. In ihrer Abwesenheit wurde ihr Vermögen mit Beschlagnahme belegt, den Verwandten der Verfehr mit ihnen untersagt, das Briefgeheimnis auf der Post mißbraucht. Viele hatten auf ihrer eiligen Flucht nicht Zeit gehabt, sich mit dem Notwendigsten zu versehen und waren der

bittersten Not preisgegeben. Noch nie hatten sich die Folgen der Zerrissenheit Bündens so verderbenbringend erwiesen, wie jetzt. Wie ein steuerloses Schiff schwankte es zwischen den hochgetürmten Wogen einander feindlich gesinnter Elemente.

Die Lage der armen Patrioten verschlimmerte sich womöglich noch durch ein Ereignis, das bald darauf in Graubünden eintrat. Die Franzosen waren immer weiter gegen dessen Grenzen vorgerückt. Die Einladung des französischen Bevollmächtigten, sich Helvetien anzuschließen, verwandelte sich in Ermahnungen, dann in Aufforderung. Als das nichts nützte, verließ er drohend und grollend das Land. Nun waren die Bündner nicht mehr im Zweifel, was ihnen bevorstand; Frankreich hatte offenbar die Absicht, sich ihres Landes zu bemächtigen. In dieser Not war der Mehrzahl der Antrag Oesterreichs, ihnen gegen die Franzosen Schutz und Hilfe angedeihen zu lassen, hoch willkommen. Zwischen Graubünden und dem Generalmajor von Auffenberg, der den Befehl über die nach Bünden bestimmten Truppen hatte, kam ein Vertrag zustande, nach welchem Oesterreich sich verpflichtete, die Pässe und Grenzen mit den zum Schutze des Landes erforderlichen Truppen zu besetzen, sowie auch „die Freiheit, Unabhängigkeit und alte Staatsverfassung der Bünde“ gegen alle Angriffe zu schirmen und in keiner Weise sich in die inneren Angelegenheiten des Landes zu mischen.

## VI. Eine Entscheidung.

Schon am folgenden Tage marschierten vier-tausend österreichische Soldaten über Luziensteig und besetzten Graubünden. Die Franzosen hiel-ten sich ruhig an der Grenze und ließen die Östreicher gewähren. Nun glaubten viele, Graubünden könne sich in Oestreichs Schutz ruhig schlafen legen. Nicht alle theilten diesen harmlosen Glauben.

Am Plantahaus in Zuz wurden diese Er-eignisse lebhaft besprochen. Viel Volk ging ein und aus und erbat sich wie gewöhnlich vom Gesandten und seinem Amtmann Auf-flärung und Belehrung, die bereitwillig ge-geben wurden. Waren die beiden Herren al-lein, so sahen sie sich fragend an. Beide ver-mißten den Bär, der landesabwesend war.

„Johann Anton,“ sprach der Gesandte oft zu seinem Amtmann, „ich empfinde sehr unsere Unzulänglichkeit in politischen Dingen; du bist alt geworden, dein Blick reicht nicht über dein Dorf hinaus, der meinige nicht über Bün-den; was sonst im Plantahaus kommt und geht, zählt nicht. Unser Schicksal liegt aber jen-seits unserer Grenzen. Der Bär könnte davon erzählen.“ In der That kannte der Bär alle Welt, war bald in Helvetien, bald in Paris, verkehrte mit den Parteihäuptern und ver-stand es, allen in die Karten zu schauen. Eines Abends trat er unvermutet bei den Freunden



ein. Er wurde voll Freude begrüßt; der Gesandte wies ihm den Ehrenplatz an und schenkte ihm den feurigen Cassella ein. „Mein lieber Herr Vetter,“ fragte er ohne Zögern, „was bringen Sie Neues von Helvetien?“

„Nichts Gutes,“ erwiderte Gaudenz von Planta. „Den flüchtigen Patrioten geht es schlecht; sie sind nun nahezu an sechshundert Köpfen in Helvetien herum zerstreut; die meisten befinden sich im äußersten Elend. Wer soll ihnen helfen? Helvetien tut es nicht mehr, selbst wenn es könnte, denn es ist über das Verfahren Graubündens empört.“

„Und mit Recht,“ sagte der Gesandte, „Graubünden konnte keinen größeren Mißgriff tun, als den Oestreichern Thür und Thor zu öffnen.“

„Sie werden bald sehen,“ fügte Gaudenz von Planta bedeutungsvoll hinzu, „Frankreich läßt uns das nicht so ruhig hingehen.“

„Es wird sich selbstverständlich rächen,“ ließ sich jetzt auch der Amtmann in seiner ruhigen Weise vernehmen.

Es entstand eine Pause. Gaudenz von Planta hatte sich vor Monaten, durch die Gewaltherrschaft der Franzosen verbittert, von Helvetien abgewandt. Seine Freunde hofften, nicht für immer. Nun waren sie sehr besorgt, wie er sich nach dem Einmarsch der Oestreicher, der für die vaterländischen Geschicke einen Wendepunkt bedeutete, zu den Parteien stellen

würde. „Der Anschluß an Helvetien ist unvermeidlich,“ nahm er das Gespräch wieder auf, „warum ihn nicht freiwillig annehmen, statt dazu gezwungen werden müssen?“

Die Freunde atmeten auf; das war klar gesprochen. Der Bär war bei der Gefahr, von Oestreich verschlungen zu werden, zur alten Fahne zurückgekehrt, und daß seine Taten festhielten, was sie umflammerten, wußten sie aus Erfahrung.

„Denn daß Bonaparte das will und auch durchführen wird, ist unzweifelhaft,“ fuhr er fort. „Neben seinem Willen kommt nichts mehr auf.“

Wieder schwiegen die Herren. Sie wußten, daß der Bär trotz seiner Mißbilligung des französischen Regiments in Helvetien für dessen Urheber im Geheimen große Sympathie hegte. Es ärgerte sie, aber heute wollten sie ihn nicht durch Widerspruch verstimmen und ließen ihn weiter reden. „Es ist allerdings wahr, daß Napoleon mit den eroberten Staaten etwas willkürlich verfährt, aber was er jetzt mit uns vorhat, das ist gut und vernünftig. Er will uns mit Helvetien vereinigen und aus Rätien und Helvetien eine Republik machen.“ Gaudenz von Planta sah eine Weile in Nachdenken versunken vor sich nieder. „Ich glaube,“ nahm er wieder auf, „der bessere Mensch in ihm will es. Ich höre sagen, Bonaparte werde mit der Zeit, wenn ihm das

Glück treu bleibt, in Egoismus und Herrschsucht erstarren, aber jetzt ist er einmal noch jung, und wie sie wohl fühlen werden, hat jeder Mensch in seinem Herzen ein Kämmerchen, in welchem er sein Heiligstes aufbewahrt und es vom Schmutz der Welt getrennt hält. Ein solches Kämmerchen hat auch Bonaparte, und darin tront die Freiheitsidee. Bonaparte, der die Welt beherrschen will, hat schon mit tausend Vorurteilen aufgeräumt, tausend Sklavenketten zerbrochen, tausend Schranken niedergeissen, welche die Entwicklung eines gesunden Staatswesens hemmten. Selbst die diktatorische Verfassung, die er Helvetien gegeben, und die vielen so verhaßt ist, enthält den Keim des Fortschritts. Oder glauben Sie, daß die schweizerischen Landschaften es fertig gebracht hätten, ohne ihn die Fesseln der Untertänigkeit abzustreifen?“

Der Gesandte und sein Amtmann begnügten sich zustimmend zu nicken, obwohl sie mit ihm gar nicht einverstanden waren; namentlich wollte ihnen das Kästchen, in dem Bonaparte sein Kleinod, die Freiheitsidee, aufbewahrte, nicht recht einleuchten.

Gaudenz von Planta fuhr unbeirrt fort: „Unsere alten Staatseinrichtungen waren einst gut, sie haben sich überlebt, unser Staatsbau ist morsch und faul, ein Windstoß wird ihn umstürzen. Napoleon sagt den Schweizern die bittere Wahrheit, daß sie nicht imstande sind,



einen neuen zu errichten, und bietet sich uns als Baumeister an. Wohlan denn, lassen wir ihn walten. Sein Genie wird die Linien des Baues vorzeichnen, seine machtvolle Hand sie ins Werk setzen, und wir helvetische und bündnerische Staatsmänner, die wir im Wahn lebten, niemand nötig zu haben, müssen uns begnügen, als Maurer und Zimmerleute den Bau auszuführen.“

Der Gesandte, welcher der langen Rede etwas ungeduldig zugehört hatte und eine Entscheidung haben wollte, sagte rasch: „Bleiben wir bei der Stange, für uns gibt es nur eine dringende Frage: Hie Helvetien oder hie Oestreich, welches von beiden?“

„Hie Helvetien“, erwiderte Gaudenz von Planta, dann sah er lange in die rubinrote Glut des edlen Raases, das auf den heißen Fluren des Beltlins gezeitigt worden war und sprach sichtlich bewegt: „Ja, ja, Helvetien; hie Helvetien und Rätien und beide eins für immer. Ich sage das jetzt aus voller Ueberzeugung, aber nicht mit leichtem Herzen. Denn Sie wissen, meine Freunde, daß ich mit diesen Worten meinen schönsten Jugendtraum zu Grabe trage.“

Die alten Herren wußten sehr wohl, was der Jugendtraum des angehenden Staatsmannes gewesen war. Es war: ein selbständiger Freistaat Graubünden mit Einschluß des gleichberechtigten Untertanenlandes, frei und

einig nach innen, unabhängig und wehrhaft nach außen. Dieser Traum hatte den Staatsmann durch das Leben begleitet, ihm hatte er seine ganze Manneskraft gewidmet. Noch im Frühjahr war er in Paris gewesen, um die Rückgabe des Beltlins zu erwirken. Der Minister Talleyrand hatte ihm ein hartes Nein entgegengesetzt.

## VII. Die Namenlosen.

In der Anstalt von Reichenau wurde mehr als je politisiert. Jede Flucht wurde von den Zöglingen lebhaft besprochen. „Wir sind sicher,“ sprach einer der Aristokraten, „schon unser Name verbürgt für unsere Stellungnahme zu den Parteien. Aber sind es alle hier?“ Er legte den Zeigefinger zum Zeichen des Schweigens an den Mund.

„Ja, jetzt sitzt ihr in der Wölle,“ ließ sich ein anderer, der eben vorbeikam, vernehmen. „Du meinst, unser hochverehrter Lehrer Zschokke sei in Gefahr? Und wenn, es ist keine Schande, für das Vaterland zu leiden.“ Damit ging er weiter.

„Niemand hat dich um deine Meinung gefragt,“ schrieb ihm der erstere nach. „Paul ist frech,“ wandte er sich an seine Genossen, „der frechste der Namenlosen“.

Die Namenlosen! Wer waren sie? Vier harmlose Gesellen, Zöglinge der Anstalt wa-

ren es. Sie nannten sich vor den Aristokraten nie bei ihrem Geschlechtsnamen, hörten aber auf den Ruf Paul, Fortunat, Josef und Christ. Paul war derjenige, der die Angriffe der Aristokraten am besten parierte. Er war der Enkel eines jener Bündner, die nach der Ausweisung von Venedig in einer anderen Stadt als Konditor ihr Glück gemacht hatten. Mit seinem ersparten Geld war er nach Hause zurückgekehrt, um hier einen ruhigen Lebensabend zu verbringen. Der Gesandte nannte den Alten einen Parvenü und übersah ihn regelmäßig in der Gemeindeversammlung. Den Jungen mochte er wohl.

Paul war ein frischer, fröhlicher Jüngling, der diese Erde durchaus nicht für ein Jammerthal ansah und die guten Gaben, die sie ihm reichte, als etwas Selbstverständliches hinnahm. Er freute sich über sein schönes Haus in Zuz, liebte schöne Kleider und einen guten Tisch mit Dessert und Wein. In der Anstalt pflegte er zu seinen Mitschülern zu sagen: „Ich bin recht froh, daß ich nicht wie mein Großvater die Torten selbst machen muß, sondern sie kaufen kann.“ Und er ließ jeden Sonntag eine Torte von Chur kommen und theilte allen davon aus. Auch tanzte er für sein Leben gern. Er hielt es nicht für Unrecht, sich manchmal heimlich von der Anstalt zu entfernen, um in der Schenke mit den Dorfschönen ein Stündchen zu tanzen. Wurde er erwischt, so mußte er Buße bezahlen.



Fortunat war der Begabteste unter den Namenlosen; dabei war er immer sanft und gut. Er war ein Proletariierkind und hatte alle Trübsal, alle Entbehrungen und Zurücksetzungen der Armut, sogar die Qualen des Hungers kennen gelernt. Beim Konfirmationsunterricht war er dem Pfarrer durch Begabung und Eifer aufgefallen. Dieser hatte ihn dem Gesandten empfohlen und der Gesandte hatte sich seiner angenommen. Durch seine und anderer Menschenfreunde Vermittlung wurde dem armen Knaben die Aufnahme in das Seminar ermöglicht.

Josef und Christ waren die Söhne eines reichen Oberländer Bauern, der seinen Landsleuten zeigen wollte, daß er es vermochte, seine Söhne in einer kostspieligen Anstalt unterzubringen. Diese zwei Burschen mit den schwieligen Händen wurden von den vornehmen Schülern gleich abgeschüttelt. Fortunat und Paul nahmen sich ihrer an und die zwei Jungen erwiesen sich ihren Protektoren durch unendliche Anhänglichkeit dankbar. Was Paul und Fortunat sagten, sagten auch sie, was Paul und Fortunat dachten, dachten auch sie. „Die Burschen sind echt wie Gold, und ihr Herz ist rein wie die Luft ihrer Alpen“, sagte Paul. Wenn ihnen ihr Beichtvater für einen Apfel, den sie im Garten gestohlen haben, Buße auferlegt, findet der Gärtner regelmäßig einen Blüthger unter seiner Haustüre. Wären

wir alle so gewissenhaft wie Sie, so wäre der Gärtner bald ein reicher Mann.

Eines Abends war Paul in der Schenke und wurde von Zschokke abgefangen. „Herr Lehrer,“ sagte er, als sie zusammen in die Anstalt zurückkehrten, „ich werde wieder gebüßt, und das ist ganz in der Ordnung; doch ist es kein Schaden weder für Sie noch für mich, wenn ich manchmal ein Stündchen in der Schenke tanze. Diesen Abend habe ich aber gar nicht getanzt, sondern bin in der Gaststube geblieben, habe ein Glas Wein getrunken und gelauscht, was um mich herum gesprochen wurde. Herr Lehrer, Sie müssen fliehen.“

„Ich wußte, daß es so kommen müsse,“ erwiderte Zschokke trübe, „was haben Sie gehört?“

„Daß Sie sich ganz zu den Patrioten geschlagen haben, ist offenkundig. Aber nicht nur die Aristokraten sind wider Sie, auch unter den Patrioten gibt es solche, die Ihnen Ihre Stellung in der Schule von Reichenau nicht gönnen und Sie weg haben wollen.“

„Sie bestätigen, was ich schon halb wußte,“ sagte Zschokke, „ich gehe oder vielmehr ich fliehe und theile damit das Schicksal vieler edlen Männer. Gegen Unverstand und Niedertracht habe ich keine Waffen.“

Am Morgen nach der Mitteilung Pauls trat Zschokke wie gewöhnlich in den Schulsaal.

Als die Schüler vollzählig da waren, legte er sein Buch auf den Tisch und begann unvermittelt: „Meine Lieben! Ich muß bald verreisen und weiß nicht, ob ich wiederkomme; denn in diesen unruhigen Zeiten hat der Mensch sein Schicksal nicht in der Hand.“

Die Zöglinge sahen sich bedeutsam an; keiner zweifelte, daß seine Abreise eine Flucht sei, vielen tat es leid, manche waren froh; es gab Stolz unter ihnen, denen die Uelegenheit des Fremden unangenehm war.

„Bevor ich scheide,“ sprach er weiter, „möchte ich Ihnen raten, alle kleinen Parteilichkeiten beiseite zu lassen, um in geschlossener Reihe den Gefahren, die das Vaterland bedrohen, die Stirne zu bieten. Leider habe ich bemerkt, daß die Spannung, die von jeher zwischen Ihnen bestanden hat, an jenem Abend, da der Verlust des Beltlins bekannt wurde, zugenommen hat. Ich hörte ein unzeitgemäßes Wort: Das Beltlin gehört den Beltlinern. Ist dies die Ursache und wer hat es gesprochen?“

„Ich,“ bekannte Fortunat ohne Zögern.

„Sie, Fortunat, das hätte ich nicht gedacht. Wenn die Leute im Unglück sind, ist nur eines am Plaz: Teilnahme.“

„Das sehe ich ein. Aber das Gebahren meiner Mitschüler, als ob ihnen ein großes Unrecht geschehen wäre, ärgerte mich so, daß es mir entschlüpfte.“

„Nehmen Sie es zurück!“



„Nein, ich bedaure es, aber zurücknehmen kann ich es nicht; denn es ist meine Uezeugung, daß jedes Land seinem Volk gehört.“

„Gut, also Fortunat bedauert es,“ sprach Zschofke ausweichend, „lassen Sie es sich genügen, meine Freunde. Damals fiel noch ein Wort, das ich schon oft gehört, über welches ich mir aber keine Gedanken gemacht hatte: die Namenlosen. An jenem Abend wurde es in so geringschätzigem Tone gesprochen, daß ich jetzt eine Erklärung haben möchte.“

„Die Vier dort,“ ließ sich eine Stimme vernehmen, auf den kleinen Trupp weisend, der auch jetzt beiseite stand, „haben sich selbst den Uekernamen gegeben.“

„Ja,“ nahm jetzt Paul das Wort, „ich habe es erfunden, es ist Ulf; wir standen einmal alle beisammen und zählten die Geschlechtnamen der Schüler auf. Es waren lauter illustre Namen, die in der Bündnergeschichte etwas zu bedeuten haben. Als die unsrigen an die Reihe kamen, wurden sie übergangen. Da konnte ich mich nicht enthalten, zu sagen: „Der Name ist an eurer Person alles, an unsrer nichts. Wir sind die Namenlosen. Dafür ist hoffentlich an unserer Person etwas, an eurer nichts.“

„Und nun kommen sie immer damit, um uns zu ärgern,“ sprach die Stimme von vorn, „was ist denn an ihrer Person, das

möchte ich wissen? „Sie wollen nicht berühmt werden,“ sagt Paul, Berühmtheit sei unbequem, Plutarch's Leben berühmter Männer läßt sie kalt, sie erstreben nichts, sie wollen nichts.“

„Halt, halt,“ rief Zischofke dazwischen, „sie sind doch gute Schüler und geben den andern nichts nach.“

„Sie haben keine Spur von Ehrgeiz, der zum Hinaufkommen doch nötig ist. Ueber unsere Bewunderung für Napoleon lachen sie.“

„Napoleon ist ein großer Kriegsheld, aber noch lange kein großer Mensch,“ sprach jetzt Fortunat.

„Sie haben aber auch andere Namen für uns erfunden,“ klagten die zwei Oberländer, „uns Brüder nennen sie die Herren Kuhmelker.“

„Das ist aber kein Schimpfname, sondern ein Ehrentitel,“ begütigte sie Zischofke. „Wenn niemand die Kühe melken würde, hätten wir weder Milch, Butter noch Käse. Merkt es euch alle.“

„Und wir sind nichts, Fortunat und ich,“ rief nun Paul übermütig, „wir sind Acker, Wiese, Gras, Untergrund, auf welchem hie und da ein hoher Baum wächst.“

„Das haben wir nie gesagt. Diese dummen Ausdrücke sind deine Erfindung.“

„Aber der Sinn eurer hochtrabenden Worte ist dieser: Ihr seid Volk, wir sind die Her-

vorragenden, ihr Gras, wir die hohen Bäume.“

„Paul, Sie sprechen Blödsinn, den niemand versteht. Nur Sie, Fortunat, finden vielleicht etwas darin, das Sie zum Nachdenken veranlassen könnte,“ sagte Zschotte. „Untergrund — Volk — würde ich länger dableiben, so könnten wir darüber reden. Und nun, meine jungen Freunde, zu unserer Lektion.“

Als die Nacht herabgesunken war, verließen zwei dunkle Gestalten durch ein Hintertürchen das Schloß Reichenau und schlugen einen Seitenpfad ein.

„Ich gehe, mein lieber Paul,“ sagte Zschotte mit gedämpfter Stimme. „Vergessen Sie mich nicht, wie ich auch Ihrer stets eingedenk sein werde. Ich empfehle Ihnen Fortunat, bleiben Sie sein Freund, verlassen Sie ihn nicht.“

„Wie, Sie empfehlen ihn mir, nicht mich ihm?“ fragte Paul erstaunt.

„Nein, Ihnen wird das Leben keine großen Schwierigkeiten bieten, Sie sind glücklich veranlagt, nicht so Fortunat. Er träumt den Traum der Menschenverbrüderung. Ich kenne Fortunat genau, er kam bald nach seiner Konfirmation hieher. Was er im Konfirmationsunterricht empfangen hatte, wirkte lange nach. Im Ausspruch des göttlichen Meisters: liebe deinen Nächsten wie dich selbst, ahnte er dunkel den Keim der Menschenverbrüderung. Liebe zu den Armen, Elenden, zu welchen er selbst gehörte, wurde zur Richtschnur seines Lebens. Dann



kam die französische Revolution und warf die Schlagwörter: Liberté, Egalité, Fraternité! in die Welt hinaus. Fortunat horchte auf. Wie, sollte die Saat, die der Gottessohn vor bald 2000 Jahren ausgestreut hatte, jetzt aufgegangen sein? Die Menschenverbrüderung stand ja als Proklamation der fortgeschrittensten Nation Europas fix und fertig da.“

Zschokke machte eine Pause, dann fuhr er düster fort: „Wir haben alle den Verfall, die Entartung der Revolution bis zu ihrer Scheußlichkeit erlebt und jetzt ist ein Mann der Held des Tages, der unbedenklich das ganze Menschengeschlecht dem Moloch Ehrgeiz opfern würde. Haben Sie nicht bemerkt, daß Fortunat oft todtraurig ist?“

„Ja, leider,“ sagte Paul.

„Ich hegte einen ehrgeizigen Plan für Fortunat. Seiner Begabung nach sollte er Hochschullehrer werden; er zieht vor, Volksschullehrer zu werden, um durch Aufklärung, durch Hebung der Massen zur Verwirklichung der Menschenverbrüderung sein Scherflein beizutragen. Nun gehen Sie zurück, lieber Paul, und haben Sie Dank für Ihre Warnung.“ Er eilte davon. Paul sah ihm in großer Bewegung nach, bis er in der Dunkelheit seinen Blicken entschwand.

Bald nach dem Weggang Zschokkes wurde das Seminar in Reichenau geschlossen. Paul und Fortunat kehrten nach dem Engadin, ihrer Heimat, zurück. Zschokke erreichte unbe-

anstandet den Platz, wo sich die meisten Flüchtlinge befanden. Sie erhofften Hilfe von ihm und bald wurde er der Mittelpunkt unter ihnen. In ihrer Bedrängnis beschloßen sie, bei Helvetien Schutz und Hilfe zu suchen, und erwählten Zschokke zu ihrem Abgeordneten. Dieser hielt vor dem Direktorium in Aarau eine glänzende Rede, durch welche er als Redner und Patriot sehr gefeiert wurde. Zugunsten der armen Flüchtlinge geschah nichts; französische und helvetische Behörden hatten nicht Zeit, sich mit ihnen zu befassen. Ueberdies war Helvetien völlig ausgesogen und hätte mit dem besten Willen nicht helfen können. Die Mißstimmung Helvetiens über die Abweisung, die es von den Bündnern hatte erfahren müssen, trug wohl auch zu dieser Lässigkeit bei.

### VIII. Krieg.

Die unbedachte That der Bündner, Oestreich Thür und Thor zu öffnen, rächte sich bald. Die Franzosen hatten sich ruhig verhalten, weil in Rastatt zwischen den Mächten Friedensverhandlungen gepflogen wurden. Kaum aber erhielten sie Kenntniss von einem Bündnis zwischen Oestreich und Rußland, so wurde der unterbrochene Krieg allerorts wieder aufgenommen. Sofort nahmen die Franzosen den Weg nach Graubünden über Luziensteig. In Helvetien hatte Frankreich eine Armee von

35 000 Mann unter General Massena; die österreichische Armee zählte in Graubünden 6000, im benachbarten Vorarlberg 26 000 Mann. Mit dem Einmarsch der Franzosen war der Krieg Frankreichs und Oesterreichs auf Graubündens Boden selbstverständlich geworden.

Hätten die Bündner als ruhige, unparteiische Zuschauer die fremden Mächte ihre Schlachten ausfechten lassen, so wären wohl ihre Felder zerstampft, ihre Wiesen und Aeder mit Blut getränkt worden, aber ihr eigenes Blut wäre nicht geflossen. Doch Ruhe war ihnen nicht gegeben. Das Parteiwesen, das jahrhundertlang so viele unselige Blüten getrieben hatte, wurde nun vollends der Fluch des Landes.

Die Oberländer stellten sich gleich auf Oesterreichs Seite, ihr kriegerisch leicht entzündliches Blut wurde Feuer und Flamme, und bevor die Franzosen noch ihren Boden betreten hatten, war es ausgemachte Sache, sich im Verein mit den Oesterreichern mit ihnen zu schlagen. Sie hielten sie für den Antichrist; ähnlich den Unterwaldnern fürchteten sie für ihre Religion, ihre Unabhängigkeit, ihre althergebrachten Sitten.

Kurz nach dem Einmarsch der Franzosen über Luziensteig drangen auch über den Grispalt 1300 französische Soldaten ins Oberland und bezeichneten ihren Einzug gleich durch Grausamkeit. Sie plünderten in Medels und



Tavetsch Häuser und Kirchen und erschlugen einen harmlosen Priester und dessen Mitbewohner. Die Kunde davon eilte ihnen nach Tisentis voraus und bestärkte die Bevölkerung in ihrem Vorhaben, ihnen mit Waffengewalt entgegenzutreten. Am folgenden Tag näherte sich die französische Truppe Tisentis. Der Kampf war unvermeidlich.

Die Oberländer hatten unter zwei erprobten Kriegsmännern, Oberst Capräz und Oberst Castelberg, ihren Landsturm organisiert, der sich mit zwei österreichischen Kompagnien vereinigt hatte. Sie waren fest entschlossen, eher ihr Leben als ihre heiligsten Güter preiszugeben.

Bevor der Kampf begann, wurde in der Klosterkirche ein feierlicher Gottesdienst abgehalten, um den Beistand des Himmels für die gerechte Sache zu erflehen; beim Heraustreten wurde allen von acht ehrwürdigen Greisen der Schwur der Treue abgenommen. Dann stellte Oberst Capräz seine Mannschaften auf. Vor dem Dorf erwarteten die Oesterreicher und die mit Feuerwaffen versehenen Landleute den Feind; an einer Halde ob dem Dorf im Nebel versteckt lauerte der Landsturm mit Morgensternen und Knütteln.

Gegen Mittag geschah der Zusammenstoß auf der Klosterwiese. Die Oesterreicher hielten nicht stand, die Oberländer, die mit den ihnen ungewohnten Waffen sich nicht zu behelfen

wußten, zogen sich mit ihnen, von den Franzosen verfolgt, ins Dorf zurück. Destreicher und Oberländer schienen verloren. Aber von der Halde, auf der der Landsturm Posto gefaßt hatte, ertönte Kriegsgeschrei und aus dem Nebelmeer stürzten Männer und Greise und eilten ins Dorf zu Hilfe. Hier begann ein Kampf auf Leben und Tod nach alter Väter Sitte, Mann gegen Mann. Auf ihrer Wohnstätte, in den knorrigen Händen die gewohnten Waffen, Morgensterne, Knüttel, Sensen, Dreschflegel fanden sich die Oberländer rasch wieder; auch die Destreicher ermannten sich. Die Franzosen konnten in den engen Dorfstraßen ihre Kräfte nicht entfalten und es entstand ein furchtbares Gemekel. Unter den wuchtigen Bündnerstreichen erlagen ihrer ungefähr 400, 40 wurden verwundet und 100 zu Gefangenen gemacht. Die andern suchten in heilloser Verwirrung die Ausgänge des Dorfes und flohen, woher sie gekommen waren, über den Crispalt nach dem Kanton Uri, zwei Bergkanonen und anderes Kriegsgerät zurücklassend. Die Oberländer hatten kaum 40 Mann verloren. Die französischen Verwundeten wurden von den barmherzigen Klosterbrüdern aufgenommen und gepflegt; auch die Sieger erwiesen sich menschlich. Der Sieg der Bündner war ein vollständiger und im ganzen Oberland herrschte maßloser Jubel.

Aber der Rausch verflog jäh bei der Nach-

richt, daß General Massena von Luziensteig her kämpfend und siegend bis Chur vorge=drungen sei und hier den österreichischen General Muffenberg mit dem größten Teil seiner Trup=pen gefangen genommen habe.

So war es in der That. Massena war nun Herr der Situation und die Bündner mußten bald erfahren, daß er als Diktator handelte. Zuerst besetzte er das Oberland mit seinen Truppen und forderte vom Kloster Disen=tis eine Kontribution von 80 000 Fr. zum Dank für die Menschenfreundlichkeit, mit der die guten Klosterbrüder die französischen Ver=wundeten wie die eigenen gepflegt hatten. Auch mußten alle Waffen abgeliefert werden. Dann gab er dem Kanton eine neue Verfas=jung. Er wählte eine provisorische Regierung und unterstellte sie seiner Oberherrschaft. In allen Dörfern wurden Gemeinderäte von unzweifelhaft französischer Gesinnung eingesetzt. Um die österreichische Partei zu strafen, ließ er 60 ihrer angesehensten Anhänger gefangen nehmen und nach Salins abführen.

Die Bündner waren rat= und tatlos. In der Bevölkerung wurde wieder der Wunsch laut, sich mit Helvetien zu verbinden. Die Einsichtigen wußten wohl, daß dies der Ver=such des Schiffbrüchigen war, der sich mit einer letzten Kraftanstrengung an einen Stroh=halm klammert. Denn welche Gewähr leistete Helvetien für die Freiheit Graubündens? War



es eine selbständige Republik oder ein Basal-  
lenstaat Frankreichs? Oder gar der Spiel-  
ball Bonapartes, mit dem er sich eine ange-  
nehme Stunde verschaffen oder auch einem  
andern zuschieben konnte, wenn es ihm eben  
paßte? Dennoch zögerte die provisorische Re-  
gierung nicht, den gesetzgebenden helvetischen  
Räten, die jetzt ihren Sitz in Luzern hatten,  
die Wünsche des Bündner Volkes vorzulegen.  
Helvetien vergaß und verzieh die frühere Ab-  
weisung der Bündner und empfing sie mit  
offenen Armen. Einstimmig und unter allge-  
meinem Beifall wurde ihrem Gesuch entspro-  
chen.

Am 20. April 1800 wurde zwischen der pro-  
visorischen Regierung Graubündens und zwei  
helvetischen Kommissionen der Einverleibungs-  
vertrag abgeschlossen.

Welcher Wandel der Zeit! Einst hätte bei  
dieser Nachricht im Lande Jubel geherrscht,  
nun vermochte der Anschluß keine Begeisterung  
mehr zu erwecken.

Und dennoch, dennoch glaubte mancher am  
politischen Himmel des Vaterlandes das  
Glimmen eines fernen Morgenrothes auftau-  
chen zu sehen.

Die Niederlage der Oestreicher bei Chur  
wurde durch ihren Sieg bei Nauders an der  
Tirolergrenze aufgewogen. Hier mußten die  
Franzosen weichen und zogen sich ins Engadin  
zurück, die Oestreicher im Nacken. Die Enga-

diner ließen die fremden Heere an sich vorüberziehen und behielten so viel Besonnenheit, sich nicht in ihre Angelegenheiten zu mischen. Doch hatten sie von Einquartierungen und Requisitionen viel zu leiden. Besonders das Haus des Gesandten war abwechselnd von französischen und österreichischen Offizieren besetzt. Die hohen Gäste wurden ihrem Rang gemäß verpflegt, denn der Gesandte wollte dem Glanz seines Hauses nichts vergeben. Im Stillen rechnete und seufzte er und sann seinem zusammengeschmolzenen Vermögen nach. Auch andere Leute rechneten und seufzten, denn das Land war durch den Krieg verarmt. Der Gesandte besaß zwar noch ein schönes Gut in Fürstenau. Nun kamen auch von dorthier Klagen des Pächters über Anmaßungen französischer und österreichischer Truppen, die das herrenlose Haus als das ihrige betrachteten, und die Bitte, der Herr möchte selbst kommen und sein Recht wahren. Wohl oder übel mußte er sich auf die wiederholten Klagen des Pächters zur Reise nach Fürstenau entscheiden.

In Graubünden erregte der Krieg der Oberländer einen Sturm des Unwillens. Paul und Fortunat waren voll Schmerz und Entrüstung darüber. Dazu gesellte sich bei ihnen die Angst um ihre lieben Mitschüler Joseph und Christ. Hatten diese am Kampf teilgenommen, waren sie am Leben, waren sie tot?

Die Churer Zeitung brachte spärliche und ungenaue Nachrichten. Im Publikum herrschten die abenteuerlichsten Gerüchte. Die Ruhigen sprachen von 40 Oberländern und 400 Franzosen, andere hingen der Zahl unbedenklich eine Null an und steigerten die Opfer auf 400 und 4000. Schließlich konnten die Jünglinge die Ungewißheit nicht länger ertragen und reisten nach Reichenau in der Absicht, wenn sie hier nicht sichere Kunde haben könnten, sich nach dem Oberland selbst zu begeben.

In Reichenau stiegen sie in der Herberge ab, in der Paul einst verbotenerweise getanzt hatte. Hier, am Ausgang des Oberlandes, wußte man genaueres über den Krieg als im Engadin. Die Wirtsleute bestätigten, daß 40 Oberländer gefallen waren, manche davon wußten sie beim Namen zu nennen. Daß Joseph und Christ, die sie wohl kannten, unter die Toten zu zählen wären, hatten sie nicht vernommen.

Paul und Fortunat atmeten auf. Ihre nächste Frage galt ihrem Lehrer Zschokke. Sie vernahmen Erfreuliches. Er hatte in Helvetien viel Uneinigkeit geschlichtet und vielem Elend gewehrt. Er hatte sich überhaupt aller Unglücklichen angenommen und stand als Menschenfreund in hohem Ansehen. Am Bewußtsein, daß ihre Reise nach dem Oberland nun überflüssig sei, beschlossen die Jünglinge, ein paar Tage in ihrem lieben Reichenau zu



verweilen. Sie verließen die Herberge, um sich nach dem Schloß zu begeben, wo sie ihre schönen Schuljahre verlebt hatten. Unterwegs begegneten sie einem Trupp ihrer ehemaligen Mitschüler; es waren Aristokraten aus Thur und Umgebung. Sie erkannten sich gegenseitig und grüßten sich. „Heda,“ rief einer aus dem Kreis der Aristokraten, den Hut schwenkend, „seht unsere Namenlosen aus dem Engadin. Was kommt ihr jetzt hieher?“

„Wir suchen unsere Kameraden Namenlosen aus dem Oberland,“ gab Paul trotzig zur Antwort.

„Nur das? Desto besser. Eure Oberländer Namenlosen sind wohl auf und melken im Frieden ihre Rühle. Ich selbst habe nach ihnen geforscht, denn es hätte mir leid getan, wenn die armen Teufel aus lauter Unverstand so früh ins Gras hätten beißen müssen. Geht zurück, im Engadin seid ihr sicherer.“

„Wieso?“

„Es geht wieder los.“

„Was denn?“

„Das wird sich bald zeigen. Adies.“

„Adies.“

„Ich glaube, der wird ein hoher Baum,“ sagte Fortunat zurückschauend.

„Das habe ich immer geglaubt,“ erwiderte Paul, „aber die andern sind im Wachstum zurückgeblieben.“

Zum drittenmal erfuhren heute Paul und Fortunat Gutes. Der kleine Vorfall belehrte sie, daß ihre Mitschüler Aristokraten keinen Groll gegen sie hegten. In den jugendlichen Gemüthern hatten die Parteiplänkeleien in der Anstalt keinen Stachel zurückgelassen. Vielleicht trug das gemeinsame Unglück des Vaterlandes dazu bei, die Gegensätze zu mildern.

Als sie ins Schloß traten, vergaßen sie ganz die traurige Zeit, in der sie lebten, und gaben sich schönen Erinnerungen hin. Vom Brausen des Krieges umgeben, befanden sie sich hier wie auf einer Insel der Seligen. Sie schritten durch die Gemächer des Schlosses, in welchem ihnen Ischotte in mächtiger Rede eine neue Welt der Gedanken erschlossen hatte, wo Gaudenz v. Planta horazische Oden vorgetragen und sie mit Goethe und Schiller, den Helden deutscher Literatur, bekannt gemacht hatte. Dann begaben sie sich in den Garten, wandelten hin und her und sahen sich um. Bald waren die Kinder des Hochgebirgs vom Zauber einer gesegneten Erde gefangen genommen. Im Engadin reichte der Schnee bis zur Talsohle hinunter. Hier dufteten Springen und Veilchen ringsum; jeder Apfel- und Birnbaum war ein Blütenstrauß, in der blauen Luft schwirrten Insekten und im Gebüsch sangen die Vögel. Auf den Bergkuppen lag noch Schnee, aber schon tastete sich der Frühling mit grünen Fingern hinauf und machte

die Felsenbrust dem Sonnenstrahl frei. Und Auferstehen zog mit ihm vom Erdboden hinauf bis zur höchsten Spitze und schien sich sogar dem glanzvollen Himmel mitzuteilen.

„Wie schön ist die Welt,“ rief Paul, in dessen kräftigem Körper die Lebenswellen mächtig fluteten.

Fortunat wurde nachdenklich. „Ja, aber warum gibt es denn Krieg?“

„Laß doch heute deine Grübeleien, Fortunat, und freue dich über alles Schöne, das uns heute so unerwartet widerfahren ist.“

„Zschokke sagte, weil die Menschen kein anderes Ideal haben als Macht und Geld“, sprach Fortunat in seinen Gedankengang vertieft. Paul hielt sich die Ohren zu. „Und unser Pfarrer predigte letzten Sonntag, es gebe Krieg, weil den Menschen der Glaube fehlt und sie sich so weit vom Christentum entfernt haben, das Liebe, Duldung und Friede lehrt.“

Paul ließ die Hände von seinen Ohren sinken. „Und ich sage, es gibt Krieg, weil die Menschen böse sind und haben wollen, was dem Nachbar gehört. Gibt er es nicht freiwillig her, so nehmen sie es mit Gewalt. Deswegen prügeln sich die Buben auf der Straße und deswegen schlagen sich die Völker tot. Und da du uns den schönen Tag durch deine Reflexionen verderben willst, so laß uns gehen, denn ich habe Hunger und sehne mich nach einem guten Ambiß.“



## Ein Wiederfinden.

Auf der Straße fiel ihnen eine merkwürdige Stille auf. Kein Mensch war sichtbar, an allen Häusern waren Türen und Fenster geschlossen. Die Herberge war verrammelt; der Wirt öffnete sofort. „Gottlob, daß Sie da sind, meine jungen Herren, ich war um Sie besorgt,“ sagte er, „es gibt wieder Krieg.“

Nach dem Weggang der Jünglinge war eine Kompanie flüchtiger Franzosen vorbeigekommen und hatte die Nachricht gebracht, daß das ganze Oberland im Aufstand sei. Die Bauern waren schon unterwegs nach Chur in der Absicht, abermals das französische Heer anzugreifen und das Land für immer von der französischen Pestilenz zu säubern.

In Reichenau erwartete man die eigenen Vandleute, sonst willkommene Gäste, mit Angst und Schrecken. Gegen Abend rückten sie ein, feste, markige Gestalten, mit Sensen, Dreschflegeln und andern Schlagwaffen ausgerüstet. Sie zeigten sich wild und ungeberdig. Die schöne Begeisterung, die ihnen die Waffen in die Hand gedrückt hatte, um ihre heiligsten Güter zu verteidigen, war vorüber; ihre Gemüther waren ganz und gar der Verwilderung des Krieges anheimgefallen. Zu ihrem Unglück fanden sie in Reichenau eine Weinladung, über die sie herfielen. Der Wein hatte böse Wirkung, es folgten böse Stunden.

Im Dorfe schloß kein Mensch ein Auge. Am Morgen früh hörte man unbestimmtes, fernes Getöse, dann Kanonendonner, Gewehrknattern. Die Schlacht war im Gange.

Paul und Fortunat verbrachten schreckliche Stunden der Ungewißheit; sie waren voll Empörung über das unselige Beginnen ihrer Landsleute und zugleich voll Mitleid mit ihnen über das voraussichtliche Mißlingen.

Am Abend, bei hereinbrechender Dunkelheit, kamen Franzosen ins Dorf und brachten die Kunde einer vollständigen Niederlage der Oberländer. Dabei vergaßen sie nicht, die eigenen Heldentaten hervorzuheben. Auf einer Anhöhe hatten sie ein paar Kanonen aufgestellt und hier eine feste Stellung eingenommen. Die Oberländer rückten in dichten, ungeordneten Haufen, mit ihren ländlichen Mordinstrumenten versehen, heran und schritten zum Angriff des Hügels. Sie wurden zurückgeworfen und flüchteten nach Thur hinaus, die Franzosen auf ihren Fersen. In Thur wurde ihnen ein böser Empfang zuteil. General Menard kam ihnen mit zwei Grenadierkompagnien und einer Eskadron Husaren entgegen; die Grenadiere fielen ihnen mit einem mörderischen Feuer in die Flanke, die Husaren hieben in die Front ein, sie mußten wieder Kehrt machen. Und die tapferen Sieger von Dissentis wurden von den verfolgenden Franzosen zusammengeschossen, zusammengehauen, von

den Hufen ihrer Pferde zertreten, in den Rhein gesprengt.

Am Tage nach der Schlacht zog General Menard mit 3000 Mann ins Oberland, um die Aufständischen zu strafen. In Disentis gab er Dorf und Kloster der Plünderung preis und legte den Gemeinden eine Kriegsteuer von 20 000 Fr. auf. Vor seinem Abzug wurden Dorf und Kloster Disentis in Brand gesteckt und noch viele wehrlose Menschen getötet. Dies war das Ende des Oberländer Aufstandes.

Schon am nächsten Morgen wagten Paul und Fortunat den Kampfplatz zu betreten. Es war ein schauerlicher Gang, den sie nun über das Totenfeld antraten. Tote und Verwundete lagen über- und nebeneinander; Gewehre, Morgensterne, Sensen, Dreschflegel besäeten den Boden; hie und da raste ein herrenloses Pferd an ihnen vorbei; in weitem Umkreis war die Erde aufgerissen.

Fortunat sah über das Feld. Paul erriet und schauderte. „Was schaust du hinaus?“ fragte er zaghaft, „unsere Namenlosen sind zu Hause wohlbehütet beim Vater und melken im Frieden ihre Kühe. Hier liegen die Heißblütigen, Leidenschaftlichen, Fanatischen. Sie waren harmlos wie die Kinder.“

„Aber auch mancher liegt da, der in den Strom hineingetrieben wurde und sich nicht wehren konnte.“



Die einzige aufrechte Gestalt des Feldes kam ihnen entgegen. Es war Hektor, der Mitschüler Aristokrat von gestern, dem sie die Anlage zutrauten, ein hoher Baum zu werden. „Was tut ihr da, ihr armen Kerls?“ sprach er sie an, „sucht ihr eure Brüder Namenlosen?“ „Ja, aber sie sind wohl nicht da,“ erwiderte Paul.

„Sie sind da,“ sagte Hektor stoßend nach einer Pause, „sie sind da bei ihren Landsleuten. Ich habe sie gefunden. Kommt mit, wenn ihr Abschied von ihnen nehmen wollt.“

Sie hatten nicht weit zu gehen. Hektor bog um ein Gebüsch; da lagen sie, Joseph lang hingestreckt in einer Blutlache, Christ über ihn gebeugt, einen Arm um seinen Hals geschlungen. Paul und Fortunat fielen jammernd an ihren Leichen nieder.

„Ich habe ihnen das Wams geöffnet, um zu erspähen, ob noch eine Spur von Leben in ihnen wäre,“ sagte Hektor wieder. „Dabei habe ich diesen Zettel gefunden, den ich euch in der Herberge überbringen wollte.“

Fortunat las: „Wahre Vaterlandsfreunde haben uns bewogen, in den Kampf wider den Antichrist zu ziehen und den Tod unseres Vaters zu rächen, der sich unter den Getöteten des vorigen Treffens befand. Wir haben keine Eigenen mehr; wenn wir fallen, wird niemand um uns weinen, als vielleicht unsere

guten Brüder Namenlosen im Engadin. Kommt dieser Zettel in eine lebende Hand, so bitten wir, ihn nebst unsern letzten Grüßen an die zwei Namenlosen in Zuz im Engadin zu befördern, die dort von jedermann gekannt sind.“

„Ich werde dafür sorgen, daß sie nicht in ein Massengrab kommen,“ sprach Sektor. „Nicht weit von hier habe ich einen Baumgarten; dort werde ich sie bestatten und auf ihrem Grab einen Rosenstrauch pflanzen. Nun geht,“ er wies auf das Feld hinaus, das mit Leichen besäet war, „der Anblick ist nicht für euch.“

„Und für dich?“

„Ich muß mich daran gewöhnen, denn ich trete als Offizier in das österreichische Heer.“

„O — aber ...“

„Mein Vater, meine Ahnen haben dort hohe Chargen bekleidet, warum soll ich davon abweichen?“

„Aber — das Vaterland — du könntest auch hier ein hoher Baum werden.“

„Lebt wohl,“ sagte Sektor rasch, „wenn ihr noch länger da weinen wollt, so will ich zuerst gehen; bald werden Leute kommen und hier ihre Arbeit verrichten.“ Er reichte ihnen die Hand: „Wir werden uns wohl nie wieder begegnen.“

Die zwei Namenlosen sahen dem Davon-

eilenden nach und hatten das Gefühl, daß der Jüngling, der ihnen soeben durch warme Theilnahme so nahegetreten war, schon meilenweit von ihnen entfernt sei. Dann rafften sie sich auf; sie hatten da nichts mehr zu tun. „Lebt wohl, ihr lieben Kameraden Namenlosen!“ flüsterte Fortunat, auf die Leichen niedersehend, „schneller als die Rosen auf eurem Grabe verblühen, werdet ihr von der Welt vergessen sein, und auch von demjenigen, der sie euch selbst gepflanzt hat, aber nicht von uns.“

Er warf noch einen trüben Blick über das Leichenfeld. „Lebt wohl auch ihr vielen Namenlosen da draußen. Auch euer Andenken wird ein Menschenalter nicht überdauern.“

„Mein,“ sagte Paul traurig, während sie den Rückweg antraten, „sie sind Untergrund, Gras, sie zählen nicht. Nur ein paar hohe Bäume, ihre Führer, vielleicht Berführer, werden in der Bündnergeschichte genannt werden. Und doch waren sie, die wie Gras hingemäht wurden, Helden des Glaubens, der Vaterlands-  
liebe, des Gehorsams.“

„Und sie alle sind die Opfer eines Wahns,“ sprach Fortunat. „Die Franzosen hätten ihnen ihre Religion nicht genommen, auch nicht ihr Vaterland, auch nicht ihre Freiheit. Was glaubst du, Krieg beruht immer auf Wahn. Darum gibt es nur eines: Aufklärung.“



### Aufbau.

Paul und Fortunat verreisten vorerst nach Fürstenuau, um dem Gesandten über die Ereignisse bei Chur und Reichenau, deren Augenzeugen sie gewesen waren, Bericht zu geben. Sie waren bei ihm hochwillkommen. Gastfreundlich und freigebig, wie er immer war, lud er sie ein, ein paar Tage bei ihm zu verweilen, was sie gerne annahmen.

„Meine jungen Freunde,“ sagte er wiederholt, „es ist ja sehr erfreulich, daß die Patrioten in Graubünden durch den Sieg der Franzosen an Einfluß gewonnen haben, aber wie lange wird das noch dauern? Bei den ewigen Scharmützeln zwischen Franzosen und Destrreichern kann sich jeden Augenblick der Wind drehen.“

So wurde es in der That. Die Destrreicher waren durchaus nicht willig, den Franzosen so kurzweg das Feld zu räumen; sie machten einen erneuten Einfall über Luziensteig, einen andern ins Unterengadin. Beide gelangen. Die Franzosen mußten ihnen beschämt und zähneknirschend mit großem Verlust an Leuten und Kriegsmaterial weichen. Nun hatten die Destrreicher wieder das Uebergewicht und alle, die sich offen oder heimlich Franzosenfreunde nannten, mußten ihre Rache fürchten.

Eines Tages, als die Jünglinge nach einem Spaziergang ins Dorf zurückkehrten, sahen sie

zu ihrer Verwunderung vor dem Hause des Gesandten einen Haufen Menschen versammelt und hörten wirre Stimmen durcheinanderrufen. Offenbar fand ein Volksauflauf statt. Als sie herantraten, theilte sich der Haufen und ein erbarmungswürdiger Anblick bot sich ihnen dar. Der Gesandte schritt aschbleich, aber in aufrechter Haltung zwischen zwei österreichischen Soldaten, die ihn als Gefangenen wegführten.

„Was soll das?“ rief Paul, als er sich vom ersten Schrecken erholt hatte, sich vor den Zug hinstellend. „Was untersteht ihr euch gegen einen Ehrenmann?“

„Fort, aus dem Weg,“ sprach einer aus der Eskorte, „sonst nehmen wir euch mit.“

„Seien Sie ruhig, meine jungen Freunde, seien Sie um Gotteswillen ruhig,“ ließ sich jetzt der Gesandte vernehmen, „denken Sie an die Verbannten von Salins. Dies ist die Revanche.“

Paul und Fortunat begriffen den Vorgang nur zu gut; der Gesandte wurde als Geißel weggeführt. Als er fort war, hörten sie von den Umstehenden, daß die Oesterreicher sechzig französisch Gesinnte nach Innsbruck transportieren wollten als Gegenstrafe für die sechzig nach Salins verbannten Anhänger Oesterreichs.

Die bösen Nachrichten, die Paul und Fortunat nach Luz brachten, hatten auf das Volk eine lähmende Wirkung. Am Plantahaus hatte man keinen Rückhalt mehr, die Fa-

milie des Gesandten lebte in Angst und Sorge um das Oberhaupt für sich allein, den Dorfbewohnern blieb das Haus verschlossen; alles klagte über Elend und Armut. Die Felder befanden sich in wüstem Zustand, die Aecker wurden nicht bestellt, da man die Frucht doch für die Requisitionen hergeben mußte. Die Leute standen herum und konnten sich zu keiner Tätigkeit aufraffen. Paul und Fortunat selbst waren durch die Erlebnisse tief niedergeschlagen. Paul ermannte sich zuerst. Eines Tages lud er die Jungburschen zu einer Besprechung auf den Platz vor dem Plantahaus ein. Es kamen Junge und es kamen auch Alte und Frauen und Kinder, denn alle waren neugierig, was Paul vorbringen würde. Er selbst erschien auf dem Platz mit Feldwerkzeug in den Händen, sein Knecht, ein stämmiger, nicht mehr junger Bursche mit einem schweren Sack auf der Schulter. „Liebe Leute,“ sprach Paul, „ihr werdet euch enttäuscht fühlen, wenn ich euch nichts anderes zu sagen habe, als was ihr selbst wißt. Wir dürfen uns nicht dem Kleinmut und der Untätigkeit hingeben. Wir müssen handeln, das heißt arbeiten.“

„Auch du?“ lachte ein Bursche, „was willst du tun?“

„Das Nächste, wir wollen die Felder bestellen.“

„Paß auf, Paul, es gibt Blasen an den Händen und man könnte die Ringe verlieren.“



Jetzt lachten alle. In diesem Augenblick kam eine Schar Kinder heran. Es waren Kinder aus einem fremden Dorf, die in letzter Zeit oft nach dem früher so wohlhabenden Buz gekommen waren, um Brot zu erbetteln. Sie streckten die Hände nach den Frauen aus und baten: „Gebt uns Brot, wir hungern.“

„Ihr armen Kinder,“ sagte eine Frau traurig, „wir haben bald selbst keines mehr.“

Paul sah an seinen weißen Händen nieder und, dem Impuls des Mitleids folgend, strich er sich die Ringe von den Fingern und warf sie einem zerlumpten Mädchen in den Schoß. „Da, du armes Kind, bringe das deiner Mutter, sie soll dir dafür Brot kaufen; so viel, um den Hunger zu stillen, wird im Lande noch aufzutreiben sein.“

Die Leute waren verblüfft und vergaßen das Lachen.

„Dies war ganz unerwartet das Nächste“, sagte Paul. „Nun gibt es wieder ein Nächstes. Wir wollen die Acker bestellen.“

Der Bursche von vorhin lachte ihm ins Gesicht: „Ohne Saatgut?“

„Spaß,“ erwiderte Paul, „mein Großvater hatte jedes Jahr zehn, zwölf Säcke Gerste für die Saat übrig, dieses Jahr hatte er nur fünf, deswegen meint er, er habe nichts. So wird es auch bei euch sein. Liebe Leute, besinnt euch,“ fuhr er eindringlich fort, „ihr

habt gewiß noch da und dort in Trögen und Kästen und andern Verstecken manches Säcklein Gerste, das man zusammentragen und zum allgemeinen Nutzen verteilen könnte. Die Durchmärsche werden einmal aufhören, dann haben wir wieder unser Brot.“ Er fixierte dabei einige reiche Bauern, denen es immer gelungen war, sich den Requisitionen zu entziehen.

„So gib du zuerst deinen Sack her,“ rief ihm einer der Bauern hämisch zu.

„Selbstverständlich; komm her du, und du, und du, und du“; Paul nannte die ärmsten Leute des Dorfes, „holt flink eure Eimer und nehmt euren Teil“.

Der Knecht stellte den Sack auf den Boden. Im Nu waren die Eimer da und Paul füllte sie mit seinem Korn. „Und nun wird es Ernst! Auf und ins Feld!“

„Willst du mitkommen?“ fragte zornig immer der gleiche Bursche, der das Vorgehen Pauls nicht vertragen konnte.

„Und warum nicht?“ Paul zog seinen schönen Rock aus und stand in Hemdärmeln da. Er warf den Rock über die Schulter und hob seine kräftigen Arme empor. „Darf ich diesen zwei nichts zumuten? Komm, Martin, heute will ich dein gehorsamer Schüler sein.“

Es gab noch manchen Widerspruch und Kampf, aber das Korn kam zum Vorschein, die Aecker wurden bestellt, die Felder gereinigt.

### Welcher ist größer?

Auch Fortunat trachtete, den traurigen Zuständen im Dorfe entgegen zu arbeiten. Beim ersten Ausbruch des Oberländerkrieges waren seine Schüler auseinandergestoben und wollten nichts mehr vom Lernen wissen. Es war nicht zu leugnen, daß eine gewisse Verwilderung unter ihnen überhand genommen hatte. Sie trieben sich den ganzen Tag auf den Gassen herum und spielten, aber nicht mehr die kindlichen Spiele von früher; sie spielten Krieg. Der stärkste der Knaben hatte sich die führende Rolle angeeignet und nannte sich General Bonaparte. Er und seine Offiziere maßregelten nach Gutdünken die Truppe, dann gab es Streit und das war die Revolution von Paris, bei der es wild zuging.

„Liebe Kinder,“ sagte eines Tages Fortunat, als er dem militärischen Zuge begegnete, „es ist Frühling und wir wollen also das Lernen beiseite lassen, aber es ist für mich schwer, euch ganz zu missen. Kommt nächsten Sonntag auf den Platz, ich will euch eine Geschichte erzählen.“

„Eine biblische?“ fragte der General ablehnend, „überlaß das dem Pfarrer“. Die Schüler setzten sich dem Lehrer gegenüber auf den Standpunkt der Bruderschaft, war er doch der ärmste des Dorfes und hatte auch noch keinen Bart.



„Nein, keine biblische.“

„So erzähle etwas von Napoleon und wie der dreinhaut, dann komme ich auch.“

„Es gibt auch andre schöne Geschichten, von guten und bösen Menschen und dem, was sie tun.“

„Solche Geschichten sind von den Schreibern erfunden und erlogen, sagt mein Vater, ich komme nicht.“

„Aber diesmal ist meine Geschichte wahr und hat sich zum Theil in jetziger Kriegszeit abgespielt.“

„Dann komme ich,“ sagte der General gnädig, „und ihr, meine Soldaten, dürft auch kommen.“

Am nächsten Sonntag war die ganze Schule auf dem Platz. Fortunat traute seinen Augen kaum, als er unter diesen Gaudenz von Planta neben Paul erblickte. Der Bär war nach Zug gekommen, um sich nach dem Ergehen des Gesandten in Innsbruck zu erkundigen. Leider erhielt er keinen guten Bericht; die sechzig Geiseln wurden hart behandelt. Als er zurückkehren wollte, begegnete er Paul, der ihn bat, zu einem Vortrag Fortunats zu kommen und sein Urtheil abzugeben. Er willfahrte.

Sie hörten, wie Fortunat zu den Kindern sprach: „Wir haben in dieser Zeit so viel von Krieg und Blutvergießen gehört, daß man genug davon haben dürfte. Heute will ich euch eine Geschichte der Liebe und des Erbar-

mens erzählen. Habt ihr den Namen Heinrich Pestalozzi schon gehört?“

„Ja — nein — ja.“

„Mit ihm will ich euch bekannt machen.“ Er erzählte in schlichten Worten, der Fassungskraft der Kinder angemessen, die Geschichte des Knaben, der bis zum achten Jahr in bedrängten Verhältnissen mit der verwitweten Mutter und zwei Geschwistern im vaterlosen Hause lebte. Dann machte er eine kleine Pause und sah nach Gaudenz von Planta und Paul hinüber; Paul bemerkte nicht ohne Unruhe, daß seine Augen aufstrahlten, wie immer, wenn ihn Begeisterung erfaßte. Fortunat fing wieder an. „Heinrich war ein schwächliches Kind, sanft und schüchtern wie ein Mädchen, welt-scheu wie ein Eremit, träumerisch wie ein Poet und, daß ich euch die Wahrheit nicht vorenthalte, er war ein häßliches, linksches Kind — wie ich.“

„Bravo, Fortunat,“ ließ sich ein Hörer vernehmen.

„Bezaubernd waren nur seine Augen, denn der Himmel hatte darin seine Sprache geschrieben.“

„Aber Fortunat,“ mahnte ihn Paul mit gedämpfter Stimme.

Fortunat hörte ihn nicht. „Als achtjährig mußte er sich von der Mutterschürze losreißen und in die Schule, das Carolineum in Zürich, treten. In den ersten Jahren machte er keine

großen Fortschritte, er war ängstlich, geistesabwesend und lauschte mehr auf die Stimmen seines Innern als auf den Vortrag des Lehrers. Vielleicht erklangen schon damals in dem Knaben die Harmonien reinsten Menschentums, die jetzt sein ganzes Wesen durchfluten.“

„Da haben wir ihn,“ flüsterte Paul zum Staatsmann Gaudenz von Planta. Dieser nickte bestätigend und ein wenig belustigt.

„Später warf sich der Knabe mit Begeisterung auf die Studien und saß Tag und Nacht über den Büchern. Er lebte in einer idealen Welt und übersah die wirkliche. Taten der Liebe und Großmut entflammten ihn, Gemeines und Böses erfüllte ihn mit Abscheu, wohlverstanden, er verabscheute die Tat, aber nicht den Täter, dem er als Freund nahte, um ihn zu bessern. Bei seinem ausgesprochen innern Leben vergaß er freilich den äußern Menschen und es kam vor, daß er mit ungekämmtem Haar und ungeschnürten Stiefeln in die Schule kam, was ihm den Spott seiner Mitschüler zuzog; sie nannten ihn einen Querkopf. Ihr wißt ja, auch unter Kindern, sogar unter kleinen Kindern, gibt es schlimme Leute. Aber neben Bosheit und Willkür geht die Liebe einher, leise, unvermerkt, verwischt ihre Spuren und —“

„Geht sie in Pantoffeln?“ ließ sich eine Stimme hören.

„Nein, auf Strahlenfüßen wie die Sonne, man fühlt ihr Walten, hört aber nicht ihren



Tritt. Ein Menschenkind, in dem Gott die Liebe verkörpert, die alles vergibt, war unser Pestalozzi. Er verzieh den bösen Kameraden ihren Uebermut und bewahrte ihnen sein Vertrauen. Nach und nach bezwang er sie alle durch Waffen, die nicht allen zu Gebote standen, durch Herzensgüte, Sanftmut, Geduld.“

Nun konnte sich Paul nicht länger halten, er trat an Fortunat heran und fragte mißbilligend: „Für wen sprichst du?“

Fortunat sah ihn an, wie aus einem Traum erwachend. „Richtig“, erwiderte er, sich an den Kopf greifend, „ich wollte den Kindern schlicht und recht die Lebensgeschichte Pestalozzis erzählen.“ Jetzt wandte er sich ganz zu den Kindern. „Lassen wir das Kind und den Jüngling, vom Mann und seinen Taten will ich euch berichten.“ Und er malte in einfachen, warmen Worten das Bild des großen Philantropen, der arme, verlassene Kinder von der Straße aufas, um ihnen ein Vater zu werden, der ein Leben voll Entbehrungen führte, um ein Helfer der Armen, ein Erzieher Verwahrloster zu werden. „Pestalozzi wurde oft mit Undank belohnt, oft verkannt und gehöhnt,“ sprach er weiter, „niemals verlor er den Mut und auch den Glauben an Menschen-güte. Manches menschenfreundliche Werk wurde nicht von Erfolg gekrönt, niemals ermattete er und gab die Hoffnung auf. Sein letztes großes

Werk ist die Anstalt in Stans. Soll ich euch davon erzählen?“

„Ja, ja,“ tönte es von allen Seiten.

„Die Zeit kam, die schreckliche Zeit, die nicht viel länger als ein halbes Jahr hinter uns liegt, der neunte September vorigen Jahres. Ihr wißt alle, daß die Unterwaldner sich gegen das helvetische Direktorium auflehnten, das den Eid der von Frankreich diktierten Verfassung von ihnen forderte. Wir als Protestanten und Bündner stehen nicht auf dem Standpunkt der Unterwaldner, doch dürfen wir sie deswegen nicht verurteilen, sondern müssen ihren Irrtum beklagen und ihren Heldensinn bewundern. Als die Franzosen in zehnfacher Ueberzahl kamen, um sie mit Waffengewalt zum Eid zu zwingen, nahmen sie todesmutig den ungleichen Kampf auf und vergossen ihr Blut für ihre Ueberzeugungen. Am Abend des neunten September waren ihre Häuser und Ställe eingeäschert, 300 Familien obdachlos und viele Männer und Frauen und selbst Kinder getödet. Viele Kinder hatten Vater oder Mutter oder beide Eltern verloren und irrten wie eine verlorene Herde durch die verbrannten Stätten. Viele zogen dann bettelnd und stehlend durch das Land, der Verwahrlosung und Verwilderung preisgegeben.

Pestalozzi eilte nach Stans und sammelte die unglücklichen Kinder. Auch die helvetische

Regierung nahm sich ihrer an und beide im Verein errichteten ihnen im Nonnenkloster zu Stans eine Zufluchtsstätte. Vor einigen Wochen ist Pestalozzi mit seiner Schar eingezogen. Nach Augenzeugen waren die kleinen Geschöpfe in einem bedauernswürdigen Zustand; die meisten waren halbnackt oder in Lumpen gehüllt, viele durch Krankheit und Hunger bis zur Unkenntlichkeit entstellt und alle voll Furcht, Angst und Mißtrauen gegen diejenigen die ihnen helfen wollten. Pestalozzi gab sich unendliche Mühe, sie zu beruhigen und es gelang ihm; er wusch, kämmte und reinigte sie; er spielte und unterhielt sie und nun fängt er an, sie zu unterrichten. Er wird aus ihnen ehrliche, brauchbare Menschen machen; dies ist die Ansicht und die Hoffnung aller Gutedenkenden. Liebe Kinder, nun besinnt euch und sagt mir, wer größer ist, Napoleon, der Tausende in den Tod schickt oder Pestalozzi, der so viele rettet, als er retten kann?“

Niemand antwortete.

„Sprich du, General, im Namen deiner Truppe.“

Der Knabe wurde blutrot und hätte vor Verlegenheit am liebsten geweint, wenn er es mit seinem militärischen Rang nicht für unvereinbar gehalten hätte. Er schob sich durch die Menge und verschwand. Da tönte ein Stimmchen aus der Mädchenschar: „Pestalozzi ist größer!“



Die Kinder schienen nur auf ein Zeichen gewartet zu haben, denn jetzt riefen alle durcheinander: „Pestalozzi ist größer, besser, schöner, fleißiger!“ Das Lob wollte kein Ende nehmen.

Paul trat auf Fortunat zu und sprach unmutig wie vorhin: „Fortunat, die Begeisterung ist wieder einmal mit dir durchgebrannt. Du hast wenig für die Kinder gesprochen, mehr für den Staatsmann Gaudenz von Planta und am meisten für dich.“

### U n t e r g r u n d .

„Lassen Sie es gut sein,“ sagte Gaudenz von Planta, „Fortunat begleitet mich ein Stück des Weges, nicht wahr? Wir haben mit einander zu reden.“ Als sie allein vor dem Dorf waren, begann er unverzüglich: „Ich kenne Sie schon lange, von der Schule von Reichenau her. Sie waren neben Hektor der beste Schüler.“ Fortunat errötete vor Freude über das Lob aus solchem Munde. „Hektor wird ein Mann der Tat, Sie hätten Anlage zu einem Apostel, wenn jetzt ein Verkündiger des Evangeliums der Nächstenliebe auftreten würde, wie vor 2000 Jahren.“

„O, das wäre schön.“

„Ich kenne Sie auch aus Ihren schriftlichen Arbeiten; aus allem, was Sie sagen und schreiben, auch aus Ihrer heutigen Rede

klingt der gleiche Ton. Sie träumen den Traum der Menschenverbrüderung.“

„Traum soll das sein? Es ist Ueberzeugung“, sprach Fortunat glühend.

„Sehen Sie um sich; ist die Welt dazu angetan, Sie in Ihrer Ueberzeugung zu bestärken? Im Vaterland Parteihatz und Hader, in ganz Europa Krieg.“

„Dies war in Palästina nicht anders, und doch ist dort ein Christus erstanden und das Christentum hat Fuß gefaßt,“ erwiderte Fortunat. Warum sollte es jetzt, wo die Menschheit um 2000 Jahre reifer geworden ist, nicht auch der Fall sein können?“

„Die Menschheit hat intellektuelle Fortschritte gemacht. Aber moralische? Wir haben immer Krieg, sind die Beweggründe dazu schön?“

„Ich glaube,“ sprach jetzt Fortunat ein wenig kleinlaut, „Krieg beruht hauptsächlich auf Irrtum und Wahn, denn alle verlieren dabei, Sieger und Besiegte. Die Unterwaldner und unsere Oberländer haben es erfahren, Könnte man den Menschen das klarmachen, so würde der Krieg vielleicht unterbleiben.“

„Sie sind ein Idealist, Sie wollen von Ihrem Glauben an Menschenverbrüderung nicht lassen. Aber ich möchte Sie warnen; schauen Sie nicht so weit hinaus! Enttäuschungen werden nicht ausbleiben und die tun weh.“

„Ich kann nicht anders. So lange ich weiß, daß Menschenbrüder gelebt haben und noch leben, kann ich von meinem Glauben nicht lassen,“ erwiderte jetzt Fortunat zuversichtlicher. „Christus und seine Apostel haben gelebt; aus der Gegenwart nenne ich Ihnen nur zwei: Pestalozzi und — Sie werden lachen — Paul. Paul ist die geborene Menschengüte, aber unbewußt; ich habe es ihm einmal gesagt, er hat mich ausgelacht.“

„Paul ist in der That ein lieber Mensch,“ sagte der Bär mit einem Lächeln.

„Paul, den lieben Menschen, kennen alle, den Menschenfreund kenne ich allein. Darf ich Ihnen ein paar Züge aus seiner Kinderzeit erzählen? Ich war ein Proletariierkind, von den andern Knaben zurückgesetzt und mißachtet, nur Paul war immer gut zu mir. Als wir einmal auf einer Wiese spielten, kam ein wütender Stier auf uns zugerannt. Paul stand ihm zunächst, ich warf mich zwischen ihn und den Unhold; zugleich erschienen vier handfeste Männer auf dem Platz und es gelang ihnen, das Tier zu bewältigen. Paul war heil, ich lag am Boden, war aber nicht schlümm zugerichtet. Von da an mußte ich jeden Tag im Hause seines Großvaters zu Mittag essen. Am ersten Tag aß ich wie gewohnt einen Teller Suppe und ein großes Stück Brot dazu, dann war ich satt und ließ die andern guten Gerichte an mir vorübergehen. Paul



war sehr unzufrieden. Am folgenden Tage aß auch er einen Teller Suppe und ein großes Stück Brot und wies alles andere zurück. Er wollte wissen, wie es einem armen Knaben sei, der nichts anderes bekommt. Am Sonntag früh erschien er in seinen schönen Kleidern vor meinem Bett, legte sie stillschweigend ab und schlüpfte in meine armseligen hinein. Er wollte wieder wissen, wie es einem armen Knaben sei, der selbst am Sonntag keine ganzen Kleider am Leib hat. Wie Paul sich damals zeigte, so blieb er immer.“

Der Bär hatte ihm schweigend zugehört. „Ich kann Ihnen heute nicht beikommen,“ sagte er nach einer Pause, „vielleicht ein anderes Mal.“ Er reichte ihm freundlich die Hand. „Besuchen Sie mich recht oft in Samaden und nehmen Sie auch Ihren Paul mit.“

Fortunat errötete wieder vor Freude. „So viel Güte? Ich danke Ihnen.“

Sie trennten sich. „Armer Fortunat,“ sprach Gaudenz von Planta im Gehen, „das Leben wird ihn tüchtig zerzausen. Und doch — sein Ideal ist reiner als das meinige war, auch ist er ganz frei von Ehrgeiz und Selbstsucht. Er wird nicht ganz unglücklich sein.“

Neder Krieg hat ein Ende genommen, so auch der Krieg der Franzosen und Oestreicher auf Schweizerboden. Sie hatten sich in vielen

Scharmüßeln und Treffen herumgeschlagen und Fortuna hatte bald den einen, bald den andern ihre Gaben in den Schoß geworfen. Aber endlich schien sie des Spieles satt und wandte sich ganz den Franzosen zu.

Massena hatte bei Zürich einen entscheidenden Erfolg und trieb die Oestreicher fort; auch im Churer Rheintal konnten sie sich nicht halten, und bald darauf mußten die letzten Oestreicher auch aus dem Engadin weichen. Die provisorische Regierung, die nach Oesterreichs Sieg über das Oberland aus österreichisch Gesinnten zusammengesetzt war, wurde kassiert und Frankreich schuf eine andere unter dem Titel Präsekturrat. Zum Vorsitzenden wurde Gaudenz von Planta gewählt. Nun war Gaudenz von Planta Präsekt von Rätien.

Endlich schlug auch für die armen Verbanneten die Stunde der Erlösung. Die französischen und österreichischen Geiseln wurden ausgewechselt und sie und die Patrioten, die so lang auf fremdem Boden in Noth und Elend herumgeirrt waren, durften heimkommen. Der Tag, an dem der Gesandte nach Luz zurückkehrte, gestaltete sich für das ganze Dorf zu einem Freudenfest.

Einige Abende, nachdem die letzten ungeliebten Gäste das Engadin verlassen hatten, saßen die alten Freunde wieder wohlgemuth beisammen im Plantahaus. Sie fühlten sich

erlöst und atmeten auf, obwohl die Wunden, die der Krieg dem Vaterland geschlagen hatte, noch offen standen. Paul und Fortunat waren in dem kleinen, erlesenen Kreis als gebildete Jünglinge zugelassen, hielten sich aber bescheiden zurück, wenn die Aelteren sprachen.

„Nun, mein lieber Herr Better,“ wandte sich der Gesandte an Gaudenz von Planta, „Sie sind Präsekt von Rätien geworden; ist Ihr Jugendtraum erfüllt?“

„Nein,“ erwiderte dieser, „Sie wissen, mein Traum steckte Rätien die Grenzen, wie sie einst bestanden, jetzt ist das große Rätien der Kanton Graubünden und ein kleiner Teil eines kleinen Staates geworden.“

„Aber Sie sind doch Präsekt von Rätien, wie einst die römischen Statthalter Rätians hießen,“ beharrte der Gesandte.

Gaudenz von Planta schien letztere Bemerkung überhört zu haben. „Mein einziges Bestreben geht nun dahin, zu bewirken, daß der Kanton Graubünden ein würdiges Glied der Eidgenossenschaft werde.“

„Und wenn Sie auch nicht so Großes vollbracht haben, wie Sie sich einst erträumten,“ ließ sich der Amtmann vernehmen, „so haben Sie dennoch viel erreicht. Ohne Ihre Mithilfe wäre der Zusammenschluß Helvetiens und Rätians nicht zustande gekommen. Sie haben uns ein Vaterland geschenkt.“



„Sie tun mir zu viel Ehre an,“ erwiderte der Bär nachdenklich. „Staatsmänner können allerdings in kluger Berechnung einen Staatsbau errichten, aber ein Vaterland wird mit dem Herzen gemacht, und das kann nur das Volk. Wir Alten haben nunmehr keine Zeit dazu und überlassen die Aufgabe der jüngeren Generation.“ Er richtete den Blick fragend auf Paul und Fortunat. Diese saßen mit gesenkten Köpfen da, aber ihre Wangen glühten.

Paul fand zuerst das Wort. „Unser Blut, unser Leben gehört der Schweiz, aber wir sind keine hohen Bäume —“.

„Sondern Gras, Untergrund,“ ergänzte Gaudenz von Planta bedeutsam, „und der entscheidet für das Gedeihen eines Volkes.“

In der Geschichte des Bündnervolkes ragt ein hoher Baum empor, Gaudenz von Planta.

Paul und Fortunat sind die Namenlosen geblieben, der Wind hat ihre Grabhügel verweht, die Geschichte hat ihre Namen nicht verzeichnet. Sie wirkten im Kleinen und Stillen. Aber ihr Leben war nicht verloren.

Von ihrem Wesen gingen bestimmend und erhellend Strahlen auf ihre Umgebung über und fortwirkend von dieser auf weitere Kreise. Wer will ermessen, wie weit ein Sonnenstrahl reicht? Sie seien gesegnet!

Und gesegnet seien die Millionen Guter und Edler, die unberühmt und unerkannt über

die Erde wandeln und den Untergrund zu dem  
Riesenbaum der Menschheit bilden, der trotz  
tauben Blüten emporstreben wird, bis sein  
Gipfel den Himmel berührt.

---

Papier 2016 mit dem „Paper-Save-Swiss-Verfahren“  
durch die Firma Nitrochemie, Wimmis  
massenentsäuert



